Num. 3045.

Mon. 73-4 Briefe

<36605417970013

<36605417970013

Bayer. Staatsbibliothek

Briefe
über das
Mönchswesen
von einem katholischen Pfarrer
an
einen Freund.

Vierter Band.

MDCCLXXXI.

1781

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Zu grossem Leidwesen des Heraus-
gebers — ohne Verstellung — des
Verfassers, ist der vierte Band dieser
Briefe den zwey vorhergehenden noch
unähnlicher, als es diese dem ersten
sind. Er ist abscheulich trocken —
die Wendungen sind so schwerfällig;
hie und da wirklich unschiklich. —
Es ist hier für das Amusement der

Leser so wenig gesorgt: — Der Vorwurf, der Verfasser schreibe

Ohn' Achtsamkeit, Beruf und Zwang,
Ohn' Ordnung und Zusammenhang,

welchen der Herausgeber des ersten Bandes befôrchtete, kann mit ungleich mehr Recht dieses lezte Bândchen treffen. . . Der Verfasser sieht alle, auch die kleinern Fehler seines Werkchens, so deutlich ein, und ist für sein Kind so wenig mit Vorurtheil geblendet, daß er immer noch ein Dutzend Fehler mehr an demselben zugestehet, als der unbarmherzigste Rezensent entdecken wird.

Einige Ursachen von dem Mißlingen dieses Stüks Arbeit sind das Temperament des Verfassers, wel-

ches immer glüklicher in dem ersten schnellen Anlauf, als in langwierigen Operationen ist, und an allen Fortsetzungen Ekel bekömmt; dann der Bankrutt, welchen sein Witz seit einiger Zeit mit seinem guten Humor gemacht hat. Und Witz ist doch das erste Ingredienz zu einer schmakhaften Schüssel für die Leser.

Aber warum stößt uns der Herr Verfasser da eine Olla potrida vor, welche er selbst für das elendeste Gemengsel von ungenießbaren Dingen ausgibt? . . . Es geschieht nicht, um Euch, liebe Leser, um Eure paar Groschen zu betrügen; denn z. B. mit einer Apologie auf den heiligen Benedikt, oder einer Ab-

handlung de immun. Eccles. welche er irgend einem Prälaten des heiligen römischen Reichs dedizirte, wäre gewiß mehr zu verdienen. Auch gibt es, glaubt der Verfasser, immer noch eine beträchtliche Anzahl Leuthe, welche aus seinem Pot pourri etwas eßbares aussuchen und zu ihrem Besten verdauen können. . . Schon bey den zweyen vorhergehenden Bändchen hätte er die Bemerkung machen sollen, daß viele Dinge in seinem Werklein ganz Provinzial sind; nur gewisse Originalien sowohl in Personen als Sachen betreffen, welche in einigen Provinzen Deutschlands ganz unerkennbar sind. Er hätte daher seine Leser bitten sollen, nicht gradezu für Unsinn

zu erklären, was ihnen einseitig unverständlich ist.

In diesem **letzten** Bändchen sind, wie in den vorhergehenden, auch allgemeine Wahrheiten, welche zum Besten unsers lieben Vaterlandes gesagt werden müssen — witzig, oder unwitzig. — Es sind von den Wahrheiten, die **gesagt** werden müssen, und die so wenige sagen wollen, weil sie das Gewicht des Pfaffenarms im katholischen Deutschland fühlen. Vielleicht wäre es nicht einmahl zu diesem vierten Bändchen gekommen, wenn nicht neuerdings gewisse Magni Statores Barbariei wider das Aufkommen des gesunden Menschenverstandes in verschiednen Gegenden Deutschlands einen Komplot gemacht

hätten. Wer die Pfaffenrache kennt, und weiß, welche schwere Gerichte auf den warten, welcher sich erfrecht, das Heiligthum zu berühren, wird dem Verfasser leicht einige Verstösse gegen die Regeln der schönen Einkleidung und des schönen Stils zu gut halten, wenn es drum zu thun ist, alte Wahrheiten zu sagen, die ein andrer, welcher in Rücksicht auf den Vortrag mehr Beruf dazu hätte, aus politischen oder ökonomischen Ursachen nicht sagen will oder kann.

Die physische Person des Verfassers ist vor der Zähnen der Mönche ziemlich sicher. Es ist also natürlich, daß sie, in soweit die moralische Person desselben, nämlich sein

guter Name in ihrer Gewalt ist, sich an derselben verbeissen. Gegen sein Interesse hat er aus Unbesonnenheit und unüberwindlicher Offenherzigkeit sich gar wenig zu versteken gesucht. Die Operationen, welche ein gewisses Korps gegen ihn zu machen gedroht hat, wird er für einen neuen Beweiß der Anstößigkeit der Wahrheit, und des unkristlichen Karakters der Mönche nehmen, und nichts als Verachtung entgegen setzen.

In sehr vielen katholischen Staaten wird heutzutage das Mönchswesen nicht so sehr aus Glauben und Schwärmerey, als aus abscheulichen Grundsätzen der Despotie unterstützt. Gegen Schwärmerey wirkt kein Ernst.

Satyre ist die Geissel, womit man sie züchtigen muß. Aber gegen kaltblütige Tyranney ist Ironie übel angebracht. Man wird also dem Verfasser verzeihen, wenn er hie und da gar nichts von dem witzelnden Ton gesucht hat. Er empfielt sich gehorsamst u. s. w.

[library stamp]

Drey u. dreissigster Brief.

Den 14. Feb. 177*.

Lieber! Ich war nun lange für dich todt; Wollte Gott, ich wäre es wirklich für die ganze Welt auf immer! Ich sehe kein Ende meines Elendes. Man verfuhr unmenschlich mit mir. Anfangs fand ich durch die Güte des Pedells, welcher die Aufsicht über das Gefängnis der Geistlichen hat, oder vielmehr durch die Untreue desselben gegen sein Amt — Denn, im Vorbeygehn, viele geistliche Regierungen sind, gewissermaassen zum Glück, vom Minister bis zum Kerkermeister durchaus in gleichem Grad verderbt — grosse Erleichterung meines Schicksals: Aber die

Mönche sorgten dafür, daß mir auch dieser Ausweg abgeschnitten wurde. Ich kam durch ihre Geschäftigkeit nach und nach immer in engere Gefangenschaft, und endlich in ein finsteres Loch, ohne die geringste Kommunikation mit der Welt, wo ich nach einigen Monaten bis zum Schatten meines vorigen Wesens zusammenschwand, und doch alles bis aufs Aeusserste ohne Murren gedultet hätte, wenn sie mich nicht durch ihre täglichen Besuche, ihr unsinniges Zusprechen, Vorbethen der Psalmen: Miserere mei Deus, De profundis, des Rosenkranzes ꝛc. in meinem schmachtenden Zustande öfters noch rasend gemacht hätten: Und das alles ehe noch mein Urtheil förmlich gesprochen war, nicht zu meiner verdienten körperlichen Strafe, wie sie sagten; sondern zum Heil meiner armen Seele, und zur Vorbereitung auf mein Urtheil, damit ich nach überstandner Strafe nicht wieder rückfällig, sondern zu einem Beharrlichen im katholischen Glauben bekehrt würde. Mangel an physischer und

moralischer Nahrung muß endlich meine Säfte vertrocknet, und mich in eine Art von Fühllosigkeit und Seelen-Betäubung gesetzt haben, wo die Mönche mit mir machen konnten, was sie wollten, und ohne Zweifel aus meinen albernen Aeusserungen schlossen, Gott habe durch sie Wunder an mir gewirkt, und mir das Glaubenslicht angezündet. Ich muß wirklich sehr verrückt gewesen seyn; denn der Junge, welcher mir Brod und Wasser brachte, konnte mir auf mein Nachfragen hernach nicht genug erzählen, was ich auf einmal für ein anderer Mensch geworden, für wunderliche Dinge gemacht hätte; z. B. Ich habe tagelang den Rosenkranz gebethet; Bilder, die mir die Kapuziner gegeben, geküßt, um mich hergelegt, mit ihnen vom dritten, vierten, fünften, u. s. w. Himmel gesprochen. Die Mönche, welche mich in die Disposition gebracht zu haben glaubten, von welcher der Heiland sagt: „Wenn ihr nicht werdet wie Eins von diesen Kleinen, u. s. w. fiengen unterdessen an,

mich gelinder zu behandeln: Durch ihre Vorsorge bekam ich wieder bessere Nahrung und Pflege, und kam nach und nach wieder zu mir selbst. Zum Glück hatte man mir noch in dem Zustand der Zerrüttung mein Glaubensbekenntniß abgenommen. Mein Urtheil fiel dahin aus: „Ich sollte 4 Wochen lang bey den Karmelitern Exerzizien machen, 2 Jahre noch Theologie studieren, und dann so lange im Priesterhaus bleiben, bis man nach sichtbarer und beharrlicher Besserung für gut befinden wird, mir irgend wieder einen Pfarrdienst oder sonst eine Pfrund zu geben.„

Ich bin nun seit 4 Tagen hier im Karmeliter Kloster, und würde mit dem P. Subprior schon meine Exerzizien angefangen haben, wenn nicht die Faßnacht dazwischen gekommen wäre. Verflossenen Sonntag, als der Herrn und Pfaffenfastnacht, hätten sie so viel zu fressen, zu saufen und zu spielen; und den Montag und Dienstag, als der Volksfastnacht, so viel gegen Fressen, Saufen und Spielen

zu predigen und so viele Visiten zu machen, und heute mit Aeschern, und zur Beicht hören was die Fastnacht ist gesündiget worden, so viel zu thun, daß sie an mich noch nicht denken konnten. Morgen werden wir auch noch nicht anfangen können; denn noch ist die Fastnacht nicht aus ihren Magen und Köpfen verraucht; es ist noch keiner vom Prior bis zum Bruder Schuster recht zu Hause; sie rülpsen, hängen die Köpfe, blinzeln wie durch Nebel aus den Augen, und sehn alle aus, wie die Bauern nach der Kirchweihe. Eigentlich hätten sie nach der Regel schon Montags ihre Fasten anfangen, und sich des Tags nur einmal satt essen sollen: Aber Regel hin und Regel her, Praxis est multiplex. Sie haben noch nicht einmal ausgemacht was Sattessen sey. Einige erklären sich über diesen den Mönchen sehr wichtigen Punkt, „man habe sich nie proprie sattgegessen, wenn man nicht die Tafel förmlich geschlossen, das ist, nach dem Tisch gebethet habe. Dieser Erklärung zufolge

sahe ich verschiedne Mönche den Montag und Dienstag ohne Gebeth von dem Tische weggehn, den Prior um Erlaubniß bitten, ihre Visiten zu machen, und gegen Abend hübsch über die Gesichter vom Glanz des Weingotts illuminirt wieder paar und paar in das Kloster zurückkommen. Der P. Lektor, ein artiger junger Mann, der einzige im Kloster, den ich, zwar auch nur verstohlnerweise, geniessen kann, hat mir hierüber Licht gegeben, und mich versichert, daß alle die Herrn, welche ohne Tischgebeth ausgegangen, wenigstens noch ein Mittagmal bey ihren guten Freunden zu sich genommen, und wenn sie auch unabläßig bis auf den Abend fortgeschmaußt, doch alle die Tafeln per modum unius gehalten hätten, weil sie die Tafel nie förmlich beschlossen, und weder die Länge der Zeit, welche man bey Tische zubringt, noch die Veränderung des Orts das Wesentliche des Sattessens ausmache. Andre trieben es so zu Hause, luden einige Bekannte zu sich, und dehnten durch die Unterlassung des Gebeths

den Nachtisch bis zum Nachtessen aus, wo es dann freylich nichts als eine Suppe, ein Paar sogenannte Fastenbrezeln und die gewöhnliche Portion Wein absetzte.

Die, welche mehr auf ein Glas Wein, als eine gute Schüssel halten, haben das Fastengesetz auch wieder zu ihrem Vortheil zu glossiren gewußt. Was zehrt, die Verdauung befördert, sagen diese, macht Hunger; was Hunger macht, sättigt nicht; also brechen Wein, Kafee u. s. w. als substantiæ quatilitative sumptæ non saturantes, die Fasten nicht. Sie machen sich daher kein Bedenken daraus, auch auf die Fasttäge ihre substantiam qualitative non saturantem so quantitative zu sich zu nehmen, daß sie dieselbe gerne wieder von sich geben, und alle Distinktionen vergessen.

Für mich, als einen Büssenden, der sich im Kloster erbauen sollte, war es gewiß eine ungeheure Aergerniß, gleich bey meinem Eintritt die Mönche zusammen in Fachstnachtsnarren verwandelt, und alle Ausschweifungen der Weltleuthe,

wozu sie dieß heidnische Fest privilegirt, mit einer Art von bachantischer Wuth und unbeschreiblicher Unverschämtheit anticipiren zu sehn. Mir fiel bey diesem Anblick eine Stelle aus Johann Geiler von Kaysersbergen ein, welcher gegen den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zu Straßburg Theolog war, und in seinem Formicarium von den Mönchen sagt: „Sie sind in aller Lekerey forn dran: Drum ist das Verslein wahr: Quidquid agit mundus, Monachus vult esse secundus: Was die Welt thut, da will der Mönch der ander dran seyn. Zu Rom kam ein Mönch zu einem Kardinal. Der Kardinal wollt ihn umtreiben, und sprach: Quidquid agit mundus, Monachus vult esse secundus. Der Mönch sprach: Nicht Pater Reverendissime, nicht, nicht. Der Kardinal sprach: Warum nicht? Er antwortete: Der Mönch will nicht der ander, sondern allwege der erste seyn„... Es war wirklich, als wenn sie alle Narrheit erschöpfen, und der Welt auf die folgenden Fastnachtstäge nichts mehr von

Muthwillen übrig lassen wollten. Nachdem sie gegen Abend alle besoffen waren, fiengen sie an die ärgerlichsten Farcen zu spielen; unter andern führten sie eine Komödie in Knittelversen auf, betitelt: „Die Versuchung Christi in der Wüste,„ worinn der Teufel den Bouffon machte, und mit dem Heiland auf die infamste Art umsprang. Für jeden ehrlichen Mann, der Verstand und Religion hat, müßte es die gröste Aergerniß seyn. Es kam zu kleinen Spielen, wo sie in Polissonerien mit einander wetteiferten, sich mit Plumpsäcken derbe herumschlugen, und endlich aus gränzenlosem Muthwillen zum Beschluß in die Gesichter spukten... Nie hab ich ein lebendigeres Bild der Möncherey gesehn, als da den andern Morgen ein runder Mönch, den ich Abends zuvor vorzüglich rasen sah, noch halb taumelnd und mit halbgeschlossenen Augen in der Kirche auf die Kanzel trat, und in seiner Predigt gegen die heidnischen Gebräuche der Fastnacht und über die Nothwendigkeit der Busse in dieser hei-

ligen Fastenzeit nach und nach so sehr in Eifer gerieth, daß ihm der Geifer über das Kinn lief.

Ich finde freylich sehr natürlich, daß Leute, welche an eine gleichförmige, melancholische, schwerfällige Lebensart gebunden sind, bey irgend einem Anlaß von festlicher Belustigung mehr ausschweifen, als andere, denen so was nichts seltenes ist, und gerne will ich ihnen das Sprüchelchen lassen: „Auf die Fastnacht geht alles hin,„ welches ich letztern Sonntag wohl zwanzigmal hören mußte. Aber nur sollten sie auch etwas toleranter gegen die Narrheiten der Mundaner seyn, und nicht so offenbar zeigen, daß nicht Gefühl der Wahrheit, sondern wirklich eine Art von Neid, weil sie nicht noch einmal mit den andern Fastnacht halten können, aus ihnen spricht, wenn sie von Heidenthum, Busse, Enthaltung u. s. w. deklamieren.

Heute giengs an ein Geiseln. Dieser Orden hält besonders viel auf diese Art von Kreuzigung des Fleisches.

Dubravius sagt in seiner böhmischen Geschichte von den Flagellanten: Qui flagris dorsa cædunt, intus vitiis intercutaneis bulliunt.... Der P. Lektor sagte mir, daß sie in ihrem Kloster, wie unter einem Regiment Soldaten oder auf der Universität, ihre Braven hätten, die sich so gut mit der heiligen Disciplin spaßten, als jene mit dem Spizruthenlaufen, oder in den Karcerkriechen. Sie geisselten sich mit Lächeln, daß das Blut herabrinne, und hielten es für eine Art von Schröpfen. Sie empfänden ein periodisches beschwerliches Jucken zwischen den Schultern, von welchem sie sich nicht anderst, als durch eine tüchtige Geisselung befreyen könnten. Sie soll ihnen nicht im geringsten mehr schmerzlich seyn.... Von dem ursprünglichen Geist des Ordens seit seiner Reformation, welcher sich durch unmenschliche Mortifikationen auszeichnete, so daß man Beyspiele hat, daß die wahren Karmeliter todte Mäuse und lebendige Würmer tagelang im Munde hielten, findet man keine Spur mehr, so viel ich

von meinem guten Freunde erfahren habe. Der Orden soll so weit, als irgend ein andrer, von seiner ersten Einrichtung abgewichen seyn. Etwas sonderbares, das diese Ordensleute von andern auszeichnet, das sie sich aber auch wieder durch verschiedene Modifikationen sehr erträglich zu machen wissen, ist, daß sie nicht einmal in ihrem Refektorium Feuer haben dörfen; sondern allezeit in der Kälte Tafel halten müssen.

Der P. Lektor führte mich vorgestern heimlich in die Bibliothek, wo ich dann nebst dem gewöhnlichen Mönchsmagazin die erstaunliche Menge der Geschichtschreiber und Lobredner dieses Ordens bewunderte, die zusammen ein besonders Fach ausfüllen, welches ohne Vergleich das gröste im ganzen Saal ist. Da giebts Elias-Brunnen, aus dem Französischen übersetzt; Carmel-Spiegel, auch aus dem Französischen; Paradisus Carmelitici decoris; Skapulier-Palmgarten; Nachfolge des Propheten Elias ꝛc.; Ewige Heilsquelle des Bergs Carmel, und

was weiß ich alles. So zahlreich nun auch die Geschichtschreiber dieses Ordens sind; so dunkel ist doch der Ursprung desselben, und der P. Lektor hat mir mit lachendem Munde seine Unwissenheit hierinn bekennt. Wenn man den Geschichtschreibern des Ordens selbst glauben will, so ist ohne alle Widerrede der Prophet Elias der Stifter desselben. Einige sind mit diesem hohen Alterthum noch nicht zufrieden; sondern machen schon die Altväter, und selbst den Noah, zu wahren Karmelitermönchen. Man hat eine Menge Dissertationen von gelehrten Karmelitern, worinn dieses mit ununstößlichen Gründen dargethan wird. Ihr Stolz auf dieses angebliche hohe Alter ist unbeschreiblich, und geht so weit, daß sie alle übrigen Orden ohne Ausnahme als Auswüchse von dem ihrigen, als eine Art von Bastarden ansehn. Mit dem lächerlichsten Ernst beklagen sie den Verfall des alten Karmeliten- oder Propheten Ordens, wie sie ihn zu nennen belieben, wo nämlich eine verderbliche Neuerungssucht eine

eine Menge Zweige von dem alten Stamm abriß, unter andern Namen in den Garten der Kirche verpflanzte, und hiedurch den wahren und einzigen Mönchsstand so sehr verdunkelte. Die übrigen Mönche alle sind in den Augen eines ächten Karmeliters Usurpateurs, welche sich auf seine Kosten bereichert haben.

Zu meiner Unterhaltung habe ich eine geschriebene „Dissertatio de Archipatriarchatu Prophetæ Eliæ, fundatore Ordinis Carmelitici &c. „ mit mir in meine Zelle genommen, worinn bewiesen wird, daß Elias, alle Propheten, Apostel, der Heiland selbst, die Jünger desselben, alle alten Kirchenväter, Bischöffe ꝛc. ächte Karmelitermönche gewesen sind. Daß Elias ein ächter Mönch mit allen den Partikularitäten eines heutigen Karmeliters war, beweißt der Verfasser so sonnenklar, daß nur ein Heide daran zweifeln kann. Er fängt mit dem göttlichen Beruf dieses Prophetens zu dem Mönchsstand an, und

die-

diesen findet er in den Worten im ersten Buch der Könige 17. Kap. „Gehe hin und wende dich gen Morgen, verberge dich am Bach Krith.... Sich gen Morgen wenden, sagt der Verfasser, heißt hier nichts anders, als vom Sonnenlicht der wahren Erkenntniß Gottes, welche ein ausschließliches Eigenthum des Mönchsstandes ist, erleuchtet werden, und sich am Bach Krith verbergen; kann unmöglich anders erklärt werden, als sich der Welteitelkeit entziehn, in der Einöde Buße thun, und kurz, ein Mönch, ein Karmeliter seyn. Er fährt fort: Elias hat auch die drey wesentlichen Gelübde dieses Standes abgelegt und heilig beobachtet; denn wir lesen in der Schrift, daß Elias kein Brod, folglich kein Eigenthum gehabt hat; also hat er gewiß das Gelübde der Armuth abgelegt. Die Schrift meldet kein Wort davon, daß er sich verheyrathet, oder sonst fleischlich begangen habe; natürlich that er also das Gelübde der Keuschheit. Den Gehorsam gegen

seinen Prior konnte er nicht ausüben, weil er der erste seines Ordens war; aber da wir häufige Beyspiele in der Bibel finden, daß er die strengsten Befehle Gottes sehr gewissenhaft und schleunig befolgt hat; so bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß er auch diese Mönchspflicht nicht so gut, als unsre Novizen heut zu Tage beobachtet habe. Mit der Kutte des Propheten hat es auch seine Richtigkeit; denn die Schrift sagt, daß er sich mit einem Fell und einem Gürtel um die Lenden in der Kleidung von andern Menschen unterschieden habe; und da die heilige Bibel dieses Fell noch obendrein rauh nennt, so muß Elias wirklich schon das Cilicium getragen haben. Aber auch sogar die Tonsur, die geschorne Krone auf dem Kopf trug der Prophet schon so, wie die heutigen Karmeliter. Der Beweis ist leicht. Wir lesen, daß der Prophet Elisäus, Schüler des Elias und zweyter General des Karmeliterordens, von den Knaben mit seinem Kahlkopf ist verspottet worden.

Nun konnte aber das kein natürlicher Kahlkopf seyn; denn der ist besonders in Asien gar nichts seltnes; auch wäre das Verbrechen der muthwilligen Knaben nicht erheblich genug gewesen, sie deswegen von Bären zerreissen zu lasen, wenn sie nicht durch ihren Spott einen heiligen Gebrauch, die Ehre des Ordens, die Religion selbst angegriffen hätten. Der Kahlkopf war also eine Tonsur. Hat aber nun Elisäus als ein Jünger des Propheten Elias die Tonsur gehabt, wie viel eher muß sie der Stifter selbst gehabt haben? Q. E. D.

Mit der Person des Elias wäre also die Sache ins Reine gebracht: Nun ist noch zu erweisen, daß er Klöster gestiftet, Novizen eingekleidet, Priors und Subpriors gesetzt habe, kurz wirklicher General eines grossen blühenden Ordens gewesen sey. Die förmliche-Aufnahme in den Orden, die Einkleidung zu einem Karmeliter steht ausdrücklich in der Schrift, wo gesagt wird, daß Elias

auf Befehl Gottes zum Elisäus gieng, ihm seinen Mantel umwarf, und ihn zum Propheten salbte, oder in den Karmeliterorden aufnahm. Die Propheten in der Schrift sind nichts als Priors von Karmelitergesellschaften, und die Kinder der Propheten nichts als ächte Mönche. Nun wimmelt es im alten Testament von Karmelitern. Die Propheten-Wittwe, welcher Elisäus das Oel durch ein Wunder vermehrt hat, wird zu einer Karmeliter-Nonne, und zwar zur ersten demonstrirt. Die Rechabiten in der Schrift sind alle Karmeliter in gewissen Klöstern und Einöden; denn sie hielten die drey Gelübde strenge; die Armuth; weil sie keine Häuser und Weinberge hatten, sondern in Hütten wohnten; die Reuschheit, weil sie keinen Wein tranken; und den Gehorsam, weil sie nach Jer. 35. Kapitel, v. 6. alles thaten, wie ihnen ihr Vater Jonadab, oder Superior gebothen hatte. Die Weiber und Töchter der Propheten, Prophetenkinder, Rechabiten und aller Karmeliter im al-

ten Testament sind keine ordentlichen Weiber im fleischlichen; sondern im geistlichen Verstande; das heißt Bräute des heiligen Geistes, Karmeliter-Nonnen, von der Skapulier-Bruderschaft. Also kann das Gelübde der Keuschheit dieser alten Karmeliter nie in Zweifel gezogen werden. Der grosse Anwachs, die Mißionen, Kolonien, die Ausbreitung des Ordens, alles das findet man mit klaren Worten in den Büchern der Könige. Man lese nur z. B. den Anfang des sechsten Kapitels des zweyten Buchs, wo geschrieben steht: „Und die Kinder „der Propheten sprachen zu Elisäus: „Siehe, der Platz, wo wir vor dir „wohnen, ist uns zu eng; laß uns an „den Jordan gehn, und jeden ein „Stück Holz holen, damit wir uns Woh„nungen bauen u. s. w.„ Wie stark muß nicht der Zulauf von Novizen schon zu Elisäus Zeiten zu unserm heiligen Orden gewesen seyn. Der Verfässer umschreibt die angezogne Stelle so: „Elisäus ließ die Provinzialen, Priores u. s. f. zusam-

men berufen, hielt ein Generalkapitel, und da alle einstimmig aussagten, daß das Gedränge der Supplikanten zu stark sey; so willigte er ein, neue Konvente anzulegen u. s. w. Eine Stelle vom Propheten Amos fiel mir besonders auf. Da man alle Propheten zu Karmelitern gemacht hat; so findet man im siebenten Kapitel dieses Propheten die Worte: „Ich bin kein Prophet, auch kein Prophetenkind, sondern ich hüte Vieh und lese Feigen ab.„ Nun will man mit aller Gewalt doch keinen Propheten verlieren; was bleibt also übrig, als man paraphrasirt diese Stelle so: „Ich bin kein Pater des Karmeliterordens, sondern nur Layenbruder desselben, der im Garten arbeiten muß.„

Aber ganz zum Entsetzen ist die Dreistigkeit, womit sich der Heiland selbst zu einem Karmelitermönch muß machen lassen; und ich konnte nicht ohne Galle den Welterlöser in der Kleidung eines dieser Mönche und mit dem Skapulier um den Hals, ohngefähr in seinem zwölf-

ten Jahr, auf einem Gemählde im Refektorium sehn. Der Beweis der Karmeliterschaft des Heilands ist für unsre Mönche leicht. Maria hat auf ihrer Flucht nach Egypten den jungen Christus auf dem Berg Karmel einkleiden lassen. Die Worte des Erlösers: „Wer zwey Röcke hat, theile dem mit, der keinen hat; wer Speise hat, thue eben so.„ „Nehmet nichts mit euch auf den Weg, weder Stäbe, noch Säcke, noch Brod, noch Geld u. s. w.„ „Wenn mir jemand nachfolgen will, der verläugne sich u. s. w.„ Alles zielt blos auf die Ordensgelübde, Armuth, Abstinenz und Gehorsam ab. Offenbare Beweise, daß Christus ein Ordensmann, folglich ein Karmeliter war, weil damals noch kein andrer Orden existirte. Noch deutlicher ergiebt sich das aus der Antwort der Jünger auf die Frage des Heilandes: „Wofür ihn die Leuthe hielten?„ Luc 9. Kap. nämlich, Christus werde für den Elias gehalten: Also muß nothwendig der Erlöser im Aeusser-

lichen diesem Propheten gleich gewesen seyn, das ist, eine Karmeliterkutte, den Gürtel um die Lenden und die Tonsur getragen haben.

Was sagst du, Bruder, wenn man auch unter den alten Griechen, im Heidenthum, Karmeliter findet? Nichts ist gewisser. Pythagoras und seine Adepten waren wirkliche Karmeliter. Man fußt sich auf den Jamblicus, welcher versichert, daß dieser Weltweise auf seiner Mißion — denn dafür giebt man die gelehrte Reise desselben an — den Berg Karmel besucht habe: Daß er sich wirklich habe in den Orden aufnehmen und einkleiden lassen, folgt aus der klösterlichen Zucht und Lebensart der Pythagoräer, welche mit der Observanz der Karmeliter vollkommen übereinstimmt. Die Prüfungen dieser Schule hält man für Culpas, Bussen, Generalbeichten u. s. w. Sie hatte ihr gesetzliches Silentium, wie die Karmeliter; ihre Fasten und Abstinenz — denn sie dorften keine Bohnen essen: Man weiß sogar, daß sie weisse Kleider, d. i. die

alte Kutte der Karmeliten trug. Pythagoras muß sich gefallen lassen, als ein Muster eines braven Novizenmeisters, der seine Lehrlinge wacker in Armuth, Keuschheit und Gehorsam zu üben wußte, vorstellen zu lassen.

Die Druiden der Gallier waren Karmeliter. Julius Cäsar sagt es ausdrücklich: „Sie verrichten und handhaben den Gottesdienst, sagt dieser Feldherr; die Jünglinge bekommen von ihnen Zucht; werden gestraft, wenn sie ein Geboth übertretten: Sie stehn unter einem Oberhaupt (Prior). Nach seinem Tod wird der würdigste an seine Stelle gesezt: Sie gehn nicht in den Krieg; zahlen keine Auflagen, omniumque rerum *immunitatem* habent.„ Alles Beweise, daß sie vom Orden des Bergs Karmel waren. Diogenes Laert. nennt die Druiden Semnotei; das heißt nichts anders, als andächtige Verehrer der Jungfrau Maria, wofür sich der löbliche Orden der Karmeliter von jeher ausgiebt. Semnäum hieß eine Kapelle, welche ein galli-

scher König der Maria unter der Aufschrift: Virgini parituræ, auf Anrathen der Druiden, oder Karmeliter der gallischen Provinz, in der Gegend von Chartres bauen ließ; und weil der Gottesdienst in dieser Kapelle den Druiden ausschließlich überlassen war, so wurden sie Semnotei genennt. Die Barden machten natürlich auch eine besondre Kongregation des Karmeliterordens aus.

Suetonius und Tacitus erzählen, der Kaiser Vespasian habe das Orakel auf dem Berg Karmel besucht, und um Rath gefragt. Tacitus nennt einen Priester Basilides, welcher dem Monarch die Antwort ertheilt habe: „Alles, was er unternehmen würde, sollte ihm glücklich von statten gehn.„ Was ist also natürlicher, als daß dieser Basilides damals General des Karmeliterordens war? Eine Menge ähnlicher Stellen hat man in Heiligen und Profanschriftstellern zusammengestoppelt, um die ununterbrochne Reihe der Generale des Ordens und der

immerfort daurenden Blüthe desselben zu beweisen.

Die Benediktiner haben von ihrem heiligen Stifter die zuverläßige Versicherung: „Ihr Orden werde bis an das Ende der Welt fortdauren.„ Da dieser Orden troz allem Mönchswiz doch ungleich älter ist, als jener von Berg Karmel — denn die ältesten Urkunden des leztern sind höchstens aus dem zwölften Jahrhundert, und dabey sehr widersprechend und dunkel — so konnten die Karmeliter bey ihrem anmaßlichen Uralterthum und als das vorgebliche Stammvolk aller Mönche ohne Ausnahme, einen Vorzug von der Art den Benediktinern, die sie als Nebenschößlinge ihres Ordens betrachten, nicht allein überlassen; wie sie denn alles Gute der andern Orden für ihnen gestohlne Waare erklären. Nun wußten sie ihre Ewigkeit auf viel bessern Grund zu bauen, als die Benediktiner. Die Verklärung des Erlösers auf dem Berg Tabor hatte nichts geringers zum Grunde, als sich

mit dem Propheten Elias über die Verbesserung, Handhabung, Wirthschaft, Ausbreitung des Ordens zu besprechen, und dem Propheten die Versicherung der ewigen Dauer desselben zu geben. In den Psalmen, besonders im 89. finden sie alle Worte prophezeyt, welche der Erlöser in seiner Verklärung zu Elias gesprochen hat: „Deine Nachkommenschaft soll ewig bleiben: Deine Kinder sind meine Erstgebohrnen; ich will sie über die Könige der Erde erheben. Dein Saamen soll bis an das Ende der Welt dauern, und dein Thron so vest, wie der Himmel seyn u. s. w.„ sprach Christus in seiner Verklärung zu Elias, und alles das sagt nicht mehr noch weniger, als: „Den Orden, den du Prophet Elias gestiftet hast, will ich zum mächtigsten auf der Erde machen, und die Welt nie ohne Karmeliter seyn lassen.„ Nun werden noch verschiedne Erscheinungen und Wunder als Nebenbeweise dieser göttlichen Verheissung angeführt.

Etwas Eignes dieses Ordens ist das Skapulier und die von ihm genannte Bruderschaft. Ohne Zweifel kennst du diesen Talisman, ohne den mancher Christ nicht in den Himmel zu kommen hofft, und der in zwey Läppchen Tuch besteht, die an zwey Schnüren zusammen hängen, und wovon das eine auf der Brust; das andre aber auf dem Rücken getragen wird. Die Karmeliter affektiren die größte Uneigennützigkeit bey der Sache, und wollen nicht zugeben, daß ihr zeitliches Interesse mit im Spiel sey. Aber wenn man nur den Artikel von Messen nimmt, welche die Brüder und Schwestern vom Skapulier jährlich lesen lassen, so muß schon in einer mittelmäßigen Stadt eine hübsche Revenüe unter dieser Rubrik stehn. — Unsre Leuthe behaupten alle, die Jungfrau Maria habe das Skapulier selbst im Himmel gemacht, mit ihrem Bildnis geziert, und es dem berühmten Simon Stok, dem Mann, der sein halbes Leben auf einer Säule zubrachte, eigenhändig über-

geben. Sie ließ sich zu ihm vom Himmel herab, hielt die zwey Schnüre an den Fingern, und ließ die zwey Läppchen ihm vor die Augen fallen; wie man dann diese Geschichte häufig so gemalt sieht: Sie redete ihn dabey mit folgenden Worten an: „Hier, lieber Sohn, hast du das Schulterkleid deines Ordens, das Kennzeichen meiner Bruderschaft; einen Freybrief für dich und alle deine und meine Brüder, denn wer in diesem Kleide stirbt, wird dem höllischen Feuer entgehn. Es ist das Zeichen der Auserwählten, der Nothanker in Gefahr, das Siegel des ewigen Friedensbunds.„ — Da man von der Mutter des Erlösers selbst die Versicherung hatte, es werde niemand in die Hölle fahren, wer das Skapulier auf dem Leibe hat, so konnte es nicht fehlen, daß diese Bruderschaft die zahlreichste auf der Welt wurde. Pabst Johann XXII. gab dem Orden die sogenannte Sabbatsbulle, worin die in der obigen Anrede der Maria verheissenen Vorzüge

des Skapuliers bestätigt werden, und allen Brüdern und Schwestern die Versicherung gegeben wird, daß alle Samstage die Jungfrau vom Himmel in das Fegfeuer steige, und die armen Seelen ihrer Brüder und Schwestern mit sich in den Himmel nähme; daß also keiner von der Konfraternität länger als bis den ersten Samstag nach seinem Tod im Fegfeuer bleiben kann. Da man in der hiesigen katholischen Welt eine päbstliche Bulle für einen Glaubensartikel hält, was ist also natürlicher, als daß das Skapulier das Erste ist, wornach die Kranken auf dem Todbette ächzen? Es ist so leicht auf dieser Himmelsleiter selig zu werden; und du wirst so gut, wie ich wissen, daß man unter den gemeinen Leuthen, die sich in diese Bruderschaft haben einschreiben lassen, gar viele findet, die nichts so sehnlich wünschen, als auf einen Samstag zu sterben, damit sie schnurgrade in den Himmel fliegen können. — Eine andre Kraft dieses Wunderkleides ist die Theilneh-

mung an allen geistlichen Gütern, Gnaden, Segen, Büssungen, Gebethen, Privilegien des Ordens und der Bruderschaft. Einige Doktoren des Ordens rechnen auch die augenblickliche Erlassung des dritten Theils jeder Sünde zu einem Vorrecht des Skapuliers, und berufen sich gleichfalls auf eine päbstliche Bulle. Die Wunder, welche dasselbe schon an Leib und Seele gewirkt hat, sind unzählig. — Daß noch heut zu Tage diese Bruderschaft so erstaunlich zahlreich ist; daß man päbstliche Bullen für das Skapulier hat, welche es zur Himmelsleiter machen, und die Brüder und Schwestern von demselben ausdrücklich berechtigen, sich für leibliche Geschwister des Heilands und Kinder der Jungfrau Maria zu halten, welche Gott ohnmöglich kann zu Grunde gehn lassen — hierüber, Bruder, kannst du so viele Betrachtungen machen, als du willst.

Ueber das Ordenskleid der Karmeliter sind gar viele Streitschriften gewechselt worden. Die ursprüngliche Farbe

ist

ist noch ein Geheimniß. Sie behaupten aber, sie seye ganz weiß gewesen, weil in der Schrift verschiedne Stellen von Auserwählten in weissen Kleidern vorkommen. Sie trugen nachher schwarz und weiß, oder braun weißgestreifte, und tragen wirklich heut zu Tage schwarze oder braune Röcke und weisse Mäntel, weil Elias, als er in einem feurigen Wagen gen Himmel fuhr, und seinen Mantel dem Elisäus herabwarf, dieser Mantel von den Flammen des Wagens gesengt wurde, und eine Streifung von weiß und braun oder schwarz bekam.

Aus einer Ursache, die ich dir oben schon erklärt habe, suchen die Karmeliter den Benediktinern auch an der grossen Anzahl berühmter Personen aus allen Ständen überlegen zu seyn. Sie finden in der Geschichte eine Menge Fürsten, Könige und Kaiser, Bischöfe und Patriarchen, welche Karmeliter waren. Unter andern Mächtigen der Erde, muß sich auch Ludwig IX. König von Frankreich, zu einem Karmeliter machen las-

sen. Die Veranlassung, wodurch er ein Tertiarier dieses Ordens wurde, ist ein Wunder. Als er mit seiner Flotte von seinem Kreutzzug in Palästina zurück nach Frankreich segeln wollte, ward er von einem heftigen Sturm überfallen. Mitten im Todesschrecken hörte er durch das Gebrülle der Wogen und Winde in der Ferne eine Glocke läuten. Es war das Geläute des Klosters auf dem Berg Karmel. Der Schall einer Kirchenglocke erinnerte ihn an die Jungfrau Maria; er gelobte ihr in Frankreich ein Kloster bauen zu lassen, wenn er glücklich aus dem Sturm kommen würde. Augenblicklich legt sich die Wuth der Elemente: Er landet glücklich am Fuß des Karmel, verrichtet daselbst seine Andacht, und nahm aus dem Kloster sechs Mönche mit sich nach Frankreich, womit er das erste Kloster in Paris stiftete. Er müßte selbst ein verstockter Sünder gewesen seyn, wenn er sich nicht zu einem Tertiarier des Ordens hätte aufnehmen

lassen; also leidet die Sache keinen Zweifel mehr.

Der Titel, Brüder der Jungfrau Maria, welchen die Karmeliter mit erstaunlichem Stolz führen, gründet sich auch auf ein Wunder. Es war einmal eine Stadt, worin man den Karmelitern den Titel, Brüder der Mutter Gottes, streitig machte. Es kam eine Seuche unter die Einwohner, und alle Sterbende schrieen: sie stürben, weil sie die Ehre des Ordens angetastet hatten. Um der Seuche zu wehren, stellte man eine Prozeßion an, und als diese bey einem Muttergottesbilde vorübergieng, streckte dieses seinen rechten Arm aus, deutete auf die Karmeliter, und sagte dreymal: „Das sind meine Brüder,„ und setzte noch bey. „Wenn ihr einen von diesen seht, so seht ihr einen von meinen Brüdern.„

Unter den vielen Wundern des Ordens ist folgendes das artigste. Als die Jungfrau Maria den Simon Stok das Skapulier eingehändigt hatte, sahe

sie wohl, daß es ohne die päbstliche Bestätigung keine Kraft und keinen Glauben haben würde. Sie erschien also dem Pabst Johann XXII. in der Nacht, und als dieser Besuch fruchtlos ablief, sahe sie sich gezwungen, ihn noch zweymal zu wiederhohlen, und konnte die berühmte Sabbatsbulle für ihr Skapulier nicht anders auswirken, als daß sie bey ihrem dritten nächtlichen Besuche dem Pabst versprach, ihn gegen den Gegenpabst, seinen Feind zu schützen, und bey Gott für ihn zu bitten, welches sie dann auch kräftig that.

Doch ich halte dich zu lange mit Sachen auf, welche dir vielleicht schon bekannt sind. Ich habe sonst nichts, mich während meines Aufenthalts im Kloster, welcher nicht viel besser als ein Gefängnis ist, zu unterhalten, als diese schöne Sächlein. Ich darf sonst nichts lesen, und hätte dir auch diesen Brief nicht schreiben und überschicken können, wenn das Kloster nicht noch wirre von der Fastnacht wäre, und ein Bruder Termi-

nant in der Hoffnung, von dir eine grössere Portion zu bekommen, mir den Brief nicht heimlich abgenommen, und ihn dir einzuhändigen versprochen hätte. Du wirst also dein möglichstes thun, und dem guten Mann etwas besser aufwarten, als gewöhnlich. Es kömmt ein Pater mit ihm; dem darfst du bey Leibe nichts von diesem Brief merken lassen.

Wie es meinem Schulmeister gehn wird, weiß ich nicht; so viel hab ich von dem Pater Lektor erfahren, daß er noch im Gefängnis ist, und noch keine Hoffnung hat, loszukommen. Wenn du was von Hrn. Gutmann weißt, so bitte ich dich um alles, was dir lieb ist, schreibe es mir umständlich, und gieb den Brief dem Ueberbringer dieses. Sorge so viel du kannst, Bruder, für die arme Familie meines Schulmeisters; Gott wird dirs lohnen: Ich habe wenig Hoffnung, daß ich es dir in meinem Leben werde vergelten können. — Weißt du nicht, wer

auf meiner Pfarre ist? Sind noch Mönche da? Armes Häuflein!

So eben erfahr ich Bruder, daß unser gnädiger Landesvater bedenklich krank liegt. Es wird die Kollekte für ihn gebethet, und man wird heut zum erstenmal im Dohm ein Stundgebeth für seine Genesung halten. Der Minister ***, der geheime Rath **, der Kammerrath *** haben sich schon reisefertig gemacht, wie mir der Pater Lektor sagt, um so bald sie Bothschaft von dem Tod des Fürsten bekommen, sich augenblicklich zum Thor hinaus flüchten zu können, und dem hochwürdigen Dohmkapitel nicht in die Hände zu fallen. Frau von S** hat sich schon mit ihrem Gemahl retirirt. Man ist voll Erwartung unerwarteter Dinge. Man zweifelt nicht, der Dohm** werde sich alle Mühe um den Bischofshut geben, und wenn es ihm gelingt, dann bin ich verloren, Bruder! Wenigstens habe ich dann keine Hoffnung mehr, unter Gottes freye Luft zu kommen. Zum Glück intereßirt

sich die Gräfin von ** für den Hrn. von **, und diese Dame hat an dem W.. Hof Kredit genug, um dem H. Geist im Kapitel ein Bändchen an die Füsse zu binden. In so weit ich diesen Herrn von ** kenne, ist er ein Mann von Kopf und Herz, der die Liebe und Hochachtung aller Leuthe an sich reißt, die ihn kennen. Lebe wohl.

Vier u. dreyßigster Brief.

den 7. März.

Mit unbeschreiblicher Sehnsucht habe ich deinen Brief erwartet, und die Augenblicke, als ich ihn las, waren seit langer Zeit wieder die erstern, wo ich wirklich lebte. Verzeihe, Bruder, wenn ich dir sage, daß das beygeschlossene Billet von Gutmann mir ohne Vergleich das Liebste war; denn — wie unerwartet! . . Ihr seyd also beysammen! O daß ich nicht bey Euch seyn kann, und wenn ich auch von meiner Händearbeit leben, und dein Pfarrgütchen bauen müßte! . . Meine Exerzizien gehn nun, Gott sey Dank, bald zu Ende: Ich bereite mich eben zur

Generalbeicht, und im Priesterhaus werde ich bessere Gelegenheit haben, mit Euch zu korrespondiren.

Daß das hochwürdige Dohmkapitel mit der Wahl eines neuen Bischofs in grosser Verlegenheit ist, werdet Ihr euch leicht vorstellen können. Das Süsse des Interregnums war bald verschlungen, und nun hat man nur die Hefen noch vor sich, die abscheulich bitter seyn muß, wie ich aus Erzählungen von den Grimassen der Dohmherrn schließen kann. Sie sträuben sich, was sie können, zur Wahl zu schreiten. Der *** Kreisgesandte ist hieher gekommen, um die Wahl zu beschleunigen, und die starke Koterie des Dohm ** zu stürzen, welche ohne seine Dazwischenkunft uns mit einem hübschen Stük Landesvater versorgt haben würde. Er intereßirt sich für den Hrn. v.**, wovon ich dir in meinem letzten Brief geschrieben; und seine goldnen Einsprechungen haben bis jetzt den Intriguen der Gegenparthey immer noch das Gleichgewicht gehalten. Er hat erklärt, wenn das Kapitel nicht auf die Minute der vor-

geschriebenen Zeit, welche in acht Tagen zu Ende ist, einen Bischof zur Welt gebracht hätte; so würde sein Hof ein gewisses Recht geltend machen, welches dasselbe aller Gebuhrtsschmerzen überheben würde. Die Parthey des Dohm ** sieht in der Person des Hr. v. ** ihren erklärten Feind, weil er Bigotterie, Dummheit und Möncherey in der Seele haßt, und die, welche sich mit dem Gesandten in Unterhandlung eingelassen haben, kennen den Kandidaten von der Seite des Verstandes und seiner Liebe zur Oekonomie zu gut, als daß sie nicht eine Menge Bedenklichkeiten haben sollten. Sie wissen daß unter ihm die Hofschmäuse wegfallen, und sie nicht mit ihm die blinde Kuhe spielen können. Nun ist es natürlich, daß sie zögern, so lange sie können, und gerne einen dritten Kandidaten, der keiner Parthey zu anstößig wäre, in Vorschlag brächten, wenn ihnen der Gesandte nicht zu nahe zu Leibe gienge, und sein Hof nicht zu viel Interesse für den Herrn v. ** äusserte.

Einer von denen, die sich noch für keine Parthey erklärt, aber doch auf der Seite des Gesandten mehr Anhang haben, als auf jener des Dohm **, wollte heute mit einem Schlag einen Bischof schaffen. Der Dohm ** ist krank, und der Gesandte gab gestern Abends aus gewissen Absichten ein Soupe, wozu das ganze Kapitel geladen wurde. Da das Soupe wenigstens bis gegen 3 — 4. Uhr heute Morgens dauern sollte, der Dohm ** sich entschuldigen ließ, und um 10. Uhr Kapitel angesagt war, so war leicht zu vermuthen, daß wenige Dohmherrn vor der Seßion noch den Dohm ** würden sprechen können. Nach der Tafel, als man Spieltische zu recht stellte, gieng unter den Kapitularen von Hand zu Hand ein Billet herum, worunter der Name des Dohm ** stand, und die Hand desselben kaum zu verkennen war. Die Freunde des Dohm ** wurden in demselben gebethen, in der heutigen Versammlung des Kapitels, ihre Stimmen dem Grafen ** zu geben, und sich auf dem Billet zu unter-

schreiben. Der Graf ist ein Mann, welcher der Idee der Gegenparthey des Dohm ** von einem tüchtigen Bischof viel mehr entspricht, als des Herrn v. ** Nun hatten beyde Partheyen gleich wenig Bedenklichkeit, sich zu unterschreiben. Schon stand ein Dutzend Namen auf dem Zettelchen, und wir hätten ohne Zweifel jetzt schon einen Seelenhirten, wenn es dem Dohm ** nicht auf seinem Podagrastul vom Henker geträumt hätte. Gegen alle Erwartung kam er selbst spät noch angefahren. Bey seinem Eintritt wollten sich einige seiner Freunde über die Materie des Billets mündlich mit ihm besprechen: Er stutzt; weiß nichts: Man fragt um, und bringt endlich durch langes Nachforschen heraus, daß die Frau von **, eine der angesehensten Hofdamen unter der vorigen Regierung, Nichte des Dohm ** selbst, das Billet ursprünglich in Umlauf gesetzt habe: Man hat aber alle Ursache zu glauben, daß ihr Cicisbeo, der im Billet vorgeschlagne Graf ** eigentlich das Projektchen gemacht, und sie die Sache aus

Freundschaft auf sich genommen habe. Sie entschuldigte sich bey ihrem Herrn Oheim, es seye nur Scherz gewesen, und sie hätte so eben die Schelmerey selbst entdecken wollen.

Meine Mönche ziehn von allem genaue Kundschaft ein, und in diesem Betracht könnte ich während der Wahlzeit nicht besser, als bey ihnen placirt seyn. Mitunter lerne ich auch den Sinn des Hymus, veni creator Spiritus, fassen, welcher in den Kapiteln vor der Wahl gebethet wird. . . Die Mönche harren in Angst und Hofnung auf das Ende der Wahl. Ihrem Intereße gemäß bethen sie, so viel sie können, daß Gott die Religion schützen und den Dohm ** auf den erledigten Bischofsstul setzen möge. Gelegentlich sprechen sie sehr geheimnißvoll von schweren Gerichten des Himmels, welche die Kirche bedrohen, von Verfall der Religion und Sitten, von Hunger, Krieg und Pest, welche die Folgen davon seyn werden. Die Bothschaft von der Ernen-

nung des Herrn v. ** zum Bischofen wird für sie ein Donnerschlag seyn — —

den 8. März.

Gestern unterbrach mich mein Exerzizienmeister, der Subprior, der mir eine Materie zum Meditiren vorschrieb, und nun habe ich das Vergnügen, Euch zu melden, daß heute gegen 12. Uhr der Herr v. ** als neuerwählter Bischof wirklich proklamirt worden. Ein nachdrückliches Schreiben vom Hof zu W. ** hat auf einmahl der Wahl ein Ende gemacht. Wenn ich vergleiche, was ich unter dem Dohm ** hätte zu gewarten gehabt, und mir nun unter diesem Fürsten versprechen kann, so ist dieser Tag einer der merkwürdigsten für mich.

Der Pater Lecktor wird mir täglich lieber: Er ist der erste Mensch in einer Kutte den ich habe kennen gelernt; voll Kenntnissen, Verstand und guten Gesinnungen. Natürlich ist ein Mönch mit diesen Gaben Gottes nicht so offen, als ein Weltmann: Mein Mann ist schon durch eigne Erfahrung belehrt worden, daß diese

Schätze wenn man sie nicht selbst vergräbt, in seiner Situation so gut als Fluch sind. Nach und nach legte er die Klostermaske vor mir ab; und nun ist unser Umgang so vertraut, offen und frey, als ers nur seyn kann. Vor einigen Tagen gab er mir folgende kurze Nachricht von seinen Lebensumständen.

„Mein Vater war ein reicher Bauer, meine Mutter war sehr fromm, und der Kinder waren viele. Der Schulmeister in unserm Dörfchen wenn ihn mein Vater auf die Festtäge aus der Kirche mit nach Haus zum Essen brachte, wußte nicht gnug zu sagen, was ich für ein excellentes Judicium hätte, und gab meinen Eltern bey jedem Glas Wein, das er ansetzte, die Versicherung, daß ich das ganze Jahr durch Primus in der Schule seyn müßte, wenn man mich zum Studiren thäte, und daß es unverantwortlich wäre, wenn sie mich mit meinen Talenten nicht wuchern liesen. Meine Mutter, die ohnehin ihr Stülchen im Himmel etwas höher zu setzen glaubte, wenn sie einen

Geistlichen zur Welt gebracht hätte, lies den Schulmeister nie weggehn, ohne ihm einen Schinken, oder ein halbes Dutzend Würste, oder was ähnliches nachzuschicken, und zwar verhältnißmäßig immer mehr, je weitläufiger seine Lobrede auf mich und je glänzender seine Verheißungen waren. Das spornte den Mann, daß er meinem Vater, dem diese Herrlichkeit wegen den Unkosten nicht einleuchten wollte, unabläßig in den Ohren lag, und ihn trotz seines Sprüchelchens: „Studentenfleisch ists theuerste Fleisch„, auch endlich dazu brachte, daß er es probiren wollte. Der Schulmeister hatte bis in die Suprema Syntaxeos studirt, und versprach meinen Eltern, mir die Principia so gut zu geben, daß ich bey dem Examen gleich in die secunda kommen müßte.

Noch ehe ich Musa dekliniren konnte, war ich zu einem Karmeliter bestimmt. Meine Mutter war von der Skapulierbruderschaft. Ihre Begriffe waren grob gnug, daß sie wirklich eine leibliche Baase des Erlösers zu werden hofte, wenn ich

nach

nach der Titulatur unsers Ordens ein Bruder der heiligen Jungfrau würde: Und da mein Vater die Ehre hatte, ein geistlicher Vater des Klosters zu ** zu seyn, der ihr Magazin von zusammengebettelten Schinken, Schmalz, Gelde rc. in Verwahrung hatte; so leuchtete ihm mein Beruf zu dieser Kutte auch klar genug ein. Zum Vergnügen meiner Mutter trug ich dieselbe schon als ein Knabe von acht Jahren.

Ich war endlich nach der Erklärung des Schulmeisters im Latein stark genug, um auf dem Gymnasium der Karmeliter zu ** die Studien fortzusetzen. Der Schulmeister hatte richtig prophezeyht. Ich sprang beym Examen flugs in die Sekunda, blieb immer das ganze Jahr durch Primus, und bekam zu Ende desselben fast alle Prämien; nicht, als wenn ich mehr Latein gewußt hätte, als meine Mitschüler; denn der liebe Gott weiß, daß ich erst vor 6. oder 7. Jahren mit grosser Mühe dazu gekommen bin, ächtes Latein zu verstehn; sondern weil meine Mutter hinter meinem Vater

den Herrn Magister mit Saktüchern, Tobak, Strümpfen u. a. m. fleißig versorgte, und mein Vater erklärt hatte, daß er sich am Bettelsak des Klosters rächen würde, wenn sie den Buben nicht geschwinde und mit Ehren durch die Schulen laufen ließen.

Ich hatte nun die Distinktionen de entibus, nonentibus, identitatibus &c säuberlich im Kopf, oder die Philosophie absolvirt; wußte von der lieben Gottes Welt nichts, kannte keine Glückseligkeit, als mit der Zeit auch Magister, oder gar P. Lektor zu werden, und wurde in meinem achtzehnten Jahre ins Kloster aufgenommen. . . Kaum war ich Priester, als man mich zum Magister machte; in welcher Qualität ich dann wieder die Schulen so gedankenlos durchlief, wie ich es schon als Student gethan hatte. Ich hatte als Professe so viel theologischen, als Student und Magister soviel philosophischen Unsinn auswendig gelernt, daß man mich gar frühe zum Lektor ausersah. . . Ich muß noch lachen, Herr Pfarrer, wenn

ich dran denke, mit welchem unbeschreiblichem Stolz ich die Stelle eines Lektors antrat: Ich glaubte, nur noch mit wenig Mühe alles menschliche Wissen erschöpft zu haben. Ich hatte nun nichts geringers vor, als ein Lumen Ecclesiæ zu werden. Es juckte mich erbärmlich in den Fingern, gegen die Molinisten, Dunsisten, gegen Ketzer, Juden, Türken und Heiden, und was weiß gegen welche alle zu schreiben, und die Leuthe mit meinen Distinktionen zusammenzuhauen. Nun wollte ich noch die Kleinigkeit abthun, die mir zu meinem Zweck nöthig schien, nämlich die Patres lesen, zu denen ich in meinen Scriptis philosophicis & theologicis den Schlüssel zu haben glaubte. Nie, Herr Pfarrer, ware mir eingefallen, daß ein Kirchenvater anderst aussähe, als mein Compendium Scriptorum. Aber wie betroffen war ich, als ich den Augustinus vor mich nahm, und platterdings nichts davon verstand. Ich blätterte meinen Cursum theologicum durch, suchte Licht; aber es blieb dunkel. Fromm und von Jugend auf

an Klosterideen gewöhnt konnte ich mir keine andre Erklärung hierüber geben, als daß mir der Satan einen Streich nach seiner Art spielte und mich im Lesen wirre machte. Ich rief demzufolge in allen Messen, in allen Gebethen den heiligen Geist mit aller Inbrunst an, damit er den Vater der Finsterniß besiegen, und meinen Kopf mit seinem Licht beleuchten mögte. Aber es war Finsterniß.

Wir hatten einen Mann im Kloster, der für eine Art von Hexenmeister oder Freymäurer gehalten wurde, weil er das Hebräische, Griechische, Arabische und Lateinische, die Mathematik, Geschichte und eine Menge Dinge inne hatte, die sonst in Klöstern Kontrebande sind. Man kreuzte sich vor ihm, und mied ihn, wie einen bösen Geist, weil er alles besser wissen wollte, und so oft ihm der Mund aufgieng, etwas zu tadeln hatte. Dieß lag freylich zum Theil in seinem von Natur etwas galligtem Humor, welcher durch das Klösterliche, durch den zu starken Abstich zwischen dem Licht seiner Ideen und

der dicken Finsterniß in den Köpfen seiner Mitbrüder, und endlich durch die vielen fruchtlosen Versuche, in seiner Sphäre Tag zu machen, noch mehr Säure bekommen hatte. Ich brauche Ihnen, Herr Pfarrer, vermuthlich nicht zu sagen, daß seine Tadelsucht doch ohnmöglich alles das erschöpfen konnte, was jeder Mann von Kopfe in seinem Standpunkt immer tadelnswürdig finden muß. Dem Armen Mann — ich schaure so oft ich an ihn denke, Herr Pfarrer; und ich weiß, es kostet Sie auch Thränen, wenn ich in meiner Erzählung auf das Ende seines Schicksals kommen werde — Dem armen Mann fehlte es an leichtem Blut, welches ihn würde aufgelegt gemacht haben, all das Tadelnswürdige, was er sah, und nicht heben konnte, zu einer sanften Lungenerschütterung in seiner einsamen Zelle zu machen, und wenn es drauf ankam, mit seinen Brüdern, qui oculos habent & non vident, Schwarz für Weis zu erklären, lieber auf einen Augenblick selbst die Augen zuzudrücken, und

mitten im Dunkel „Licht„ zu rufen, als ihnen durch eitle Belehrungen Aergerniß zu geben. Sein Schicksal lag in seinem zu kolerischen Temperament.

Zu diesem Mann führte mich nun, ich weiß nicht, mein guter oder böser Geist. Ohne Zweifel wäre ich hienieden glücklicher, wenn ich nie weiter gesehn hätte, als meine schielenden Brüder. Doch ich weiß nicht, wozu mich der Schöpfer noch berufen kann; und so will ich das Bisgen Einsicht, das er mir durch diesen Mann gegeben hat, immer mit Dank annehmen.

Es kostete mich viel Ueberwindung, mich mit ihm einzulassen, weil ich ihn mit den andern anfangs durch die Brille des Vorurtheils als einen Heiden ansah, der von irrdischem Wissen geblendet, keinen Sinn für das Himmlische und Geistige habe. Aber er lief mir mit einem Eifer, der ganz seinem Temperament entsprach, auf den halben Weg entgegen, so bald er einen Trieb von Wißbegierde an mir gewittert hatte. Er überzeugte mich gar

bald, daß er das giftige Thier nicht sey, wofür er durchgängig gehalten wurde; und ich ward ihm so lieb, als einem Menschen, der viele Jahre auf einer unbewohnten Insel gelebt hat, die erste beste Menschenfigur lieb seyn muß.

Nun gieng eine wunderbare Veränderung in mir vor. Kaum war ich ein Jahr um den Mann, als es mir war, wie wenn ein Vorhang vor meinen Augen aufgezogen wäre, womit die ganze Welt für mich bedeckt war. Mit Wolfs Logik und Mathematik, die ich wie mein Brevier binden ließ, damit sie nicht als Kontrebande konfiscirt würden, wurde das Entzauberungswerk angefangen; zugleich lehrte er mich Griechisch und ächtes Latein, und war in seiner Kur so glücklich, daß ich nach Verlauf eines Jahrs schon Loke, Reimarus, Newton, Kartesius, Malebranche, Leibnitz u. a. m. verdauen konnte. Unter den alten machte er mich zuerst mit Xenophon und Plutarch, mit Ciceros philosophischen Werken, Seneka und Plinius bekannt. Ich hatte un-

terdessen Lizenz bekommen, und machte nun von den verschlossenen Büchern in unsrer Bibliothek einen Gefangnen nach dem andern los. Immer noch blieb ich dem Glauben meiner Kindheit, und dem Geist meines Ordens getreu. Mein Führer vermied sehr sorgfältig alles, was unmittelbar auf diese zween Gegenstände stossen könnte: Alles was ich las, bezog ich nie auf dieselben: Sie waren in meinen Augen so weit über alles Irrdische erhaben, daß kein menschliches Wissen in irgend ein Verhältniß mit ihnen kommen konnte. Auch die Leuthe aus dem Gefängniß unsrer Bibliothek, die gradezu die Religion angreifen, verspossen all ihren Witz ohne die geringste Wirkung an dieser zween Grundpfeilern meiner Seele. Ich sahe sie, wenn ich sie zur Hand nahm und noch ehe ich wußte, was sie vorzubringen hatten, nur als erbärmliche Klopffechter an, die ich mit einem Blick meines Glaubens zu Boden werfen könnte: Und dieß geschah auch allzeit; denn kein Wissen kann sich in der Stärke mit Glau-

ben messen. . . Ich empfand von der Aufklärung meines Kopfs bis hieher noch eine ganz andre Wirkung in Bezug auf Religion und Möncherey, als man erwarten sollte. Meine Phantasie bekam durch den Reichthum von Begriffen, denn ich in so kurzer Zeit gesammelt hatte, einen Schwung, der meinem Glauben sehr vortheilhaft war. Ich sah nun die Religions-Gegenstände in einem Leben, in einem Glanz, die mich oft bis zur Entzückung hinriß. Meine Kenntnisse zusammen bildeten, so zu reden, einen Körper, der verhältnißmäßig immer mit ihnen an Lebenssäften und Treibkraft zunahm, wovon aber mein Glaube die Seele war.

Mein Lehrer hielt mich nun für vorbereitet genug, um die Väter mit Nutzen lesen zu können. Ich nahm den Augustinus wieder zur Hand, und nun war er mir kein Hieroglyphe mehr. . . Aber, Herr Pfarrer, dieser Kirchenvater erschütterte meinen Glauben mehr, als alle Philosophen der neuern Zeiten, die ich

gelesen hatte. Ich glaubte in ihm nichts anders zu finden, als was heutzutag die kristkatholische Kirche lehrt, und ich von der frühsten Jugend auf geglaubt hatte, und für eine ursprüngliche Einsetzung des Erlösers selbst hielt. Ich war um so mehr betroffen, ihn nicht so orthodox zu finden, da ich alles, was unsre Religionsfeinde aus den Vätern gegen uns anziehen, für platte Erdichtung, oder boshafte Verdrehung genommen hatte: Und nun mußte ich den Grund sinken sehn, worauf ich bauen wollte! . . . Was bekam in meinem Religionssistem die Verehrung der Heiligen durch das 34ste Kapitel dieses Kirchenlehrers, de morib. Eccl. Cath., durch das 10te Kapitel des ersten Buchs de Conf. Evang. durch das 13te Kapitel de cura pro mortuis, durch das 8te Kapitel des zweyten Buchs contra Parm., durch das 27ste Kapitel des 8ten und das 10te des 22sten Buchs de civitate Dei und durch verschiedne Stellen seiner Briefe für Stösse! Fast wären mir die Haare bergan gestanden, als ich ihn

im 12ten Kapitel gegen den Adimantus, über den 3ten und 98sten Psalm, im 16ten Kapitel des dritten Buchs von der kristlichen Lehre und noch an mehrern Stellen über das Sakrament des Altars ganz kalvinisch sprechen hörte. Wie erstaunt war ich, daß er in dem 67sten und 69sten Kapitel Enchi. und im 26sten Capitel des 21sten Buchs de civitate Dei aus dem Fegfeuer ein Vielleicht macht! . . . Gott! dachte ich; wir sind so stolz auf Tradition und reine Ursprünglichkeit unserer Religion, und widersprechen so offenbar einem heiligen Kirchenvater des 5ten Jahrhunderts! Wo ist die gepriesene Einstimmigkeit unsrer Lehrer, die Inspiration des heiligen Geistes, die Infallibilität?.... Das Uebel wurde grösser, als ich mich mit der neuern Kirchengeschichte bekannt machte, und den Geist der heutigen Kirche mit der Lehre der alten Väter verglich; als ich anstatt der Freyheit, womit diese Kirchenlichter und die erstern Konzilien die Lehrsätze des Kristenthums behandelten, ein Sistem von Despotismus

entdeckte, welches das alte Kristenthum so unerkenntlich gemacht hat, als der Geist der alten Römer unter den Kaysern geworden ist. So geschahe es, daß gerade die Mittel, die ich zur Stärkung meines Glaubens und zur Beschämung unsrer Widersprecher brauchen wollte, meinen Glauben selbst untergruben: Und ich müßte mich sehr irren, Herr Pfarrer, wenn dieß nicht jedem ehrlichen Mann, dem der Kopf offen ist, in meiner Lage geschehen wird.

Wir konnten bisher unser Spiel ungestört treiben, obschon einige unsrer Mitbrüder über unsern Umgang immer den Mund verzogen. Unser Prior war ein kleines niedliches Männchen aus einem guten Haus in der Stadt, der um ein Paar schöne Vorhänge an seine Fenster, eine artige Tabatiere, und ein feines Bette die ganze Dogmatik verkauft hätte. Wenn Kirche, Kloster und Garten sauber aufgeputzt, die Orgel gut geschlagen und der Chor rein gesungen war, dann war er mit seinen Untergebnen, mit der

ganzen katholischen Kirche und der ganzen Welt zufrieden gestellt. Ihm haben wir die erste Ordnung in unsrer Bibliothek zu danken, die Sie ohne Zweifel werden bewundert haben, Herr Pfarrer. Er ließ eine Menge zerlumpter, von Staub und Motten verfressener Bücher neu binden, die Folianten, 4 — 8 — 12 Bände besonders zusammenstellen, und hielt diese Ordnung so gewissenhaft, daß immer der kleinere Foliant oder Quartband dem grössern nachfolgen, und alle Fache wie Reihen Orgelpfeiffen aussehn mußten. Wir konnten mit den heiligen und unheiligen Vätern nach Belieben umspringen, nur mußten wir Sorge haben, daß keiner in seinem Schrank nur um die Dicke eines Messerrüks über seine zween Nachbarn hervorragte. Kurz, Herr Pfarrer, er war ein Petitmaitre in der Kutte, und da sich, wie Sie ohne Zweifel wissen, immer das Kloster nach dem Prior, Quardian oder Prälaten stimmt, so ward unter ihm ein Ton von Mönchsgalanterie bey uns herrschend, welcher nach und

nach die Aufmerksamkeit unsrer Brüder von unserm Heterodoxiren abzog.

Nun kam die Reihe der menschlichen Revolutionen auch wieder an unser Klösterchen. Nach dem Tode dieses Priors bekamen wir grade den Gegensatz von ihm, einen starken, knochigten Bauerssohn, der vor mir Lektor war, und sich also auf Barbara celarent &c. auf quid sit vocabulum *Glictri*, auf formaliter & materialiter verstand. Er hielt dabey strenge auf die alte Disciplin; wie er denn selbst sein Cilicium unablässig auf dem Leibe hatte, sich geisselte, daß es in seinem hochgewölbten Körper widerhallte, und immer auf Brettern schlief; demungeachtet aber zusehends runder und fett wie ein Dachs wurde. Wo er uns seine Energie am lebhaftesten fühlen lies, war der Punkt des Gehorsams. Er foderte unbedingte und die blindeste Folgeleistung auf seine Winke. . . Nun können sie sich leicht denken, Herr Pfarrer, was in unserm Kloster für eine Gährung entstand, besonders da er zu Thätlichkeiten schritt,

und seinen Konventualen ihre niedlichen Tobaksdosen, Better, Vorhänge und alles Geräthe, was nicht seinem Ideal von einer Mönchszelle entsprach, wegnehmen ließe. Die eine Hälfte murrte gegen den Tyrannen, die andre nahm bald das Gepräge des Originals an, und zergeisselte und zermarterte sich, daß es zum Erbarmen und Lachen war. Auf den zu starken Abstand zwischen der vorigen und jetzigen Regierung konnte nichts anders, als Niedergeschlagenheit, Stumpfheit, schwerfällige Kontroverssucht, Verfolgungsgeist, heimliches Zusammenrotten und Schadenfreude der Karakter des Klosters seyn.

Mein Freund und ich wurden das erste Opfer des gähen Schwindels unsrer Brüder. Jener hatte schon lange den Verdacht der Heterodoxie gegen sich rege gemacht, und da nun sein Oberer ein Orthodoxe war, wie es wenige giebt, und ihre Temperamente gleich heftig, aber doch von der widersprechendsten Mischung waren, so mußte es natürlich eine starke Kollision absetzen. Die Disputationen,

welche ich mit meinen Professen halten mußte, gaben ihnen die erste Gelegenheit zum Anprellen gegen einander. Wenn der Prior sich mit seinem Unsinn breit machte, und ausser der Schule unbedingten Glauben an seine Distinktionen foderte, stieg meinem guten Freund augenblicklich die Galle auf, und ließ den Mann das Nichts seines Schulkrams so bitter fühlen, daß er verketzert werden mußte. Kaum hatte der Prior auf einige Einwürfe meines Freundes, die er entweder nicht verstand, oder gegen die er nicht gleich eine Distinktion finden konnte, „hæresis diabolica, dogma anathematizandum!„ gebrüllt, als sich alle Dummköpfe im Kloster auf dieses Signal vereinigten, von langen Zeiten her alles zusammen suchten, was sie verdächtiges an dem Manne bemerkt, aber unter der vorigen Regierung über ein paar schöne Sacktücher, einer guten Tafel ꝛc. vergessen hatten, und gegen ihn mit inquisitorischer Wuth eine Klage formirten, die den armen Mann das Leben kostete. *)

Da

*) Der Herausgeber hätte diese im Ganzen unerhebliche Erzählung des Lektors gerne weg-

Da er stark in den alten Sprachen war, so hatte er eine Menge Schnitzer in der Bibelübersetzung gefunden, die er gelassen, wenn nicht erst vor ohngefähr drey Jahren Deutschland einen großen Gelehrten in einem B = = iner - Kloster in Bayern, ganz von dem Karakter des hier geschilderten Mannes, auf die nämliche Art und in den nämlichen Umständen verloren hätte. Die Sache kam aus und wurde vom Hofe untersucht, die Untersuchung aber durch den Tod des verstorbenen Kurfürsten unterbrochen. Unterdessen ergieng noch bey Lebzeiten des letzten Kurfürsten ein Befehl an alle Klöster, ohne Vorwissen des geistlichen Raths keinen Mönch in die Zukunft peinlich zu behandeln .... Wie mancher Denker geht auf die Art, ohne sich eben ein Messer an die Gurgel zu setzen, im Kloster für die Welt verloren! Wie oft macht ein Vorgesetzter von dem Schlag des hier karakterisirten Priors aus seinem Kloster eine Mördergrube! Wie unverantwortlich ist es von Landesvätern, wenn sie den Klöstern ihres Landes ihr eignes Kriminalgericht lassen, und die Gerechtigkeit der Klosterleute ein Spiel der verschiednen Temperamenten, Denkarten, Launen ihrer Superioren seyn lassen!... Man konnte diese Erzählung um so weniger unterdrücken, da dieser abscheuliche Mißbrauch

mit seiner natürlichen Hitze den Orthodoxen in die Zähne stieß. Ein Hauptklagepunkt war also: „Er habe sich am Wort Gottes vergriffen, Gott oder die Schrift, welches eben so viel ist, gelästert.„ — Man erklärte ihn für einen Rebellen, weil er darauf drang, seine Brüder sollten sich auf Wissenschaften verlegen; es sey ihre Pflicht; und wenn sie ihm widersprachen, mit Taugenichtsen und Dummköpfen um sich warf. ... Ueber unsre Abkunft vom Propheten Elias, über das heilige Skapulier, über unser Bullarium hatte er so viel zu spotten, daß man ihn der Freygeisterey und Atheisterey beschuldigte; kurz, man fand Gründe genug, um ihn in das Klostergefängniß zu setzen, und nach der weisen Verfassung des Ordens ihm den grausamsten Kriminalprozeß zu machen.

des richterlichen Amtes noch in den meisten Klöstern Deutschlands stat hat, und man also alles beytragen muß, was auch in aller Entfernung zur Abstellung desselben mitwirken kann.

Da er keine Hoffnung mehr sah, wieder an das Tageslicht zu kommen, keine menschliche Hůlfe erwarten konnte, keine Aussicht hatte, als im dunkelsten Kerker zu verschmachten; da man ihm nicht einmal das gleichgůltigste Buch zu seiner Unterhaltung gestattete, und tåglich studirte, sein Schicksal unertråglicher zu machen, ergriff ihn auf einmal die ganze Wuth seines Temperaments, und er brachte sich auf die gråßlichste Art selbst ums Leben. ... Lassen sie mich nicht sagen, wie ers that. ...

Ein Mann von den seltensten Kenntnissen, den tiefsten Einsichten; die unaufhaltsamen Ausfålle seines Temperaments ausgenommen, sonst von der untadelichsten Auffůhrung; voll der edelsten Gesinnungen, voll Thåtigkeit, ganz Gefůhl fůr Ehre, und der wårmste Freund, ein Mann, der in der Welt das Glůck von Nationen håtte schaffen kônnen, wurde nun, um die Ruhestått seiner Mörder nicht zu entweihen, in einen Winkel des Gartens verscharrt, von

niemand gekannt, von niemand genutzt, von niemand beweint, ausser mir, seinem Zögling.

Man wußte die Sache so geheim zu halten, daß ich sie selbst erst lange hernach von einem Bruder erfuhr, der ihn verscharren half. Der nämliche Bruder wollte sich nie ausreden lassen, nicht er, sondern einige Mönche hätten ihn umgebracht; weil man ihn so armsünderlich behandelte, daß er nicht einmal ein Messer in seiner Gewalt gehabt hätte, womit er die That hätte verrichten können. Doch gerne will ich das für eine bloße Muthmassung nehmen, und wie ich ihn kannte, fand ich auch in seiner Situation die Katastrophe sehr natürlich. Aber wie viel weniger sind sie auch in diesem Fall seine Mörder?

Ich war selbst im Gefängniß, als die Sache vorfiel. Bloß der Titel der Freundschaft war genug, mich beym Kopf zu nehmen. Nach dem Lauf unsrer Klostergerechtigkeit wurde ich mit Hunger und Durst gefoltert, um auf meinen besten

Freund, den edelsten Menschen, den einzigen Menschen im Kloster, zu bekennen: Was zu bekennen? Daß er besser war, als die andern?

Ich wußte nicht, was mir noch bevorstund; harrte in Geduld auf alles, was meine Brüder noch über mich verhängen würden; als ich mit einmal aus dem Gefängniß entlassen, und hieher geschickt ward; vermuthlich that man es aus Furcht, ich könnte zu einem ähnlichen Schritte gebracht werden, und man sah mich immer doch nur als einen unglücklichen Verführten an, der leicht wieder auf bessere Wege zu bringen seyn würde, wenn er von seinem Verführer getrennt wäre.

Ich hatte kaltes Blut genug, um diese traurige Erfahrung zu meiner Ruhe zu benutzen, die Segel einzuziehn, und wenn mir der Klosterwind entgegen ist, den andern immer nachzulaviren. Ich gewöhnte mich an ein Aeusseres, welches man freylich im strengen Verstande Gleisnerey nennen könnte: Aber, Herr

Pfarrer, ich fühle in mir keinen Beruf zur Martyrkrone, und wenn man hart genug ist, mich unter die Klasse der Heuchler zu setzen, so muß man sehr wenige Menschen von derselben ausschliessen. Muß sich nicht jeder denkende Mensch, wenn er den Kopf nicht zerstossen will, trotz seinen bessern Einsichten dem Eigensinn seiner Obern, den Vorurtheilen des Orts und der Zeit überlassen? Der ganze Vorwurf trifft das Kloster, worin man Gleisner seyn muß, wenn man nicht die Gabe hat, mit den andern Schwarz für Weiß zu erkennen.„ — —

den 18. März.

So eben sagt man, daß der neuerwählte Fürst gleich bey seiner Thronbesteigung sich angelegen seyn läßt, wieder gut zu machen, was das Dohmkapitel während des Interregnums verdorben hat. Er hat durch sein erstes Dekret, welches er ausfertigen ließ, alles freygesprochen, was dasselbe in sei-

nem Regierungsschwindel konfiscirt, arretirt und exulirt hat. Die gefangnen Räthe sind in Hofwagen heute aus dem Gefängniß gehohlt worden. Der Dohm ** und seine vornehmsten Anhänger sind weggereist, um nicht Augenzeugen ihrer Prostitution seyn zu müssen. ... Ich hoffe auch bald erlöst zu werden, und meine Mönche sind wirklich schon verlegen, wie sie sich gegen mich betragen sollen. Lebt wohl.

Fünf u. dreyßigster Brief.

den 1. April.

Liebe Freunde!

Ich bin nun seit 14 Tagen ganz frey im Priesterhaus, und habe das Versprechen von Hofe, daß ich die erste vakante Pfarrey bekommen soll. Aber es hat sich was anders angesponnen, worüber Ihr mir geschwinde euern wohlmeynenden Rath geben müßt. Der Fall ist der:

Ein junger Kanonikus, welcher im Priesterhaus Theologie studirt, nahm mich gleich die ersten Tage, als ich hier war, mit zu einer reichen, schönen und sehr gefälligen Dame, bey der er ehedem Kammerdiener war, und die ihm zu seinem Kanonikat verhalf. Nun hat er

den Titel bey ihr l'Ami de la maison. Ich weiß nicht, was die Dame an mir fand, daß sie gleich beym ersten Besuche so vertraut gegen mich that. Ganz besonders gefiel ihr, daß ich französisch sprach, und als ihr der Kanonikus etwas von meiner Geschichte sagte, war sie von meinem Schicksal so gerührt, daß sie mich durch ihre lebhafte Theilnehmung, durch Anerbiethung ihrer Dienste wirklich in Verlegenheit setzte. Nun weiß ich nicht, warum der Kanonikus sein Kanonikat mit einer Officiersstelle vertauschen will. Bey unserm gestrigen Besuche machte die Dame den Vorschlag; er sollte mir seine Pfründe abtretten; sie wollte ihn mit einer Summe schadlos halten, womit er sich eine Kompagnie in Diensten des Fürsten von ** kaufen könnte: Sie könne es nicht über ihr Herz bringen, daß ein Mann, wie ich, mit Bauern umspringen, und noch einmal der Gefahr ausgesetzt seyn sollte, so grausam verfolgt zu werden. Der Kanonikus schien mit dem Vorschlag

sehr zufrieden zu seyn; und ich konnte nichts als die Achsel zucken. Als sie auf eine Erklärung in mich drang, gab ich mit einem Umschweif zu verstehen (denn platt heraus konnte ich es nicht wohl sagen), daß ich die Sache für unerlaubt, für eine Simonie hielt. Sie lachte hell-auf, und erwiederte: „Glauben Sie, daß wir den heiligen Geist verkaufen wollen? Ey, Herr Pfarrer, wer sollte sich beyfallen lassen, daß ein Mann wie Sie noch die Schulideen im Kopfe hätte! Sehn sie, nichts ist simpler, nichts unschuldiger. Der Herr hier tritt Ihnen aus Freundschaft seine Pfründe ab; fodert nichts; bedingt nichts: Aus blosser Freundschaft mache ich ihm hernach ein Präsent dagegen; und auf die nämliche Art geschieht ja die Sache hundertmal unter den Augen des Bischofs selbst: Auf die nämliche Art hat der Herr Kanonikus die Pfründe auch bekommen. Wie kann man denn das einen Kauf nennen? Und wenns denn auch mit aller Gewalt nach Ihrem Ius canonicum,

oder wies heißt, ein Kauf seyn soll, was kaufen Sie denn? Die Priesterschaft, die Krone auf dem Kopf, die geweihten Finger? das haben Sie ja schon lange. Sie kaufen nichts als die Einkünfte; gerade als wenn Sie bey dem Stift ihr Geld auf Interessen niederlegten. Sehn Sie, Herr Pfarrer, das hab ich von den gelehrtesten geistlichen Räthen.„ . . . Was konnte ich antworten? Ich bath mir Bedenkzeit aus, um Euer Gutachten zu vernehmen.

Der Kanonikus, welcher täglich in aller Frühe in das Haus geht, vermuthlich um zu sehn, wie sich der alte Herr, der Gemahl dieser herzguten Dame befindet, welcher die Auszehrung hat, und stündlich seinen Tod befürchten läßt, hat mir diesen Morgen ein Billet mitgebracht, worin sie mir verspricht, daß sie, wenn ich mein zartes Gewissen nicht anders beruhigen könnte, zween geistliche Räthe zu der Sache ziehen, und mich also gegen allen Vorwurf sicher

stellen wollte. Der Kanonikus wußte mir nicht genug zu sagen, in welche glückliche Umstände ich kommen könnte, wenn ich die Freundschaft dieser liebevollen Dame nicht verscherzte. Ich brauchte keine Menage für mich zu machen; könnte so lange ich wollte, die Tafel bey ihr haben, und also mein ganzes Einkommen in den Sack stecken. Er redete mir so dringend ein, daß ich bald mein Wort von mir gegeben hätte, ohne Euch zu fragen. Die Begierde, welche der Herr Kanonikus so lebhaft äußert, sein Brevier mit dem Degen zu vertauschen und sich von einer Dame zu entfernen, von welcher er mir doch so viel Gutes sagt, ist mir wirklich unerklärlich, und macht mir einen heimlichen Ekel gegen den Antrag. .... Auf einer Seite machte mich auch der Gedanke stutzen, daß ich zum Dienst der Kirche, oder eigentlich zum Genuß derselben, denn das Joch eines Chorherrn ist süß und die Bürde leicht, durch die Grille einer Dame auf die Art sollte berufen werden,

wie es jeder Laquay werden könnte, und daß ich dadurch der Würde meines Standes gar viel vergäbe. Auf der andern Seite dachte ich: Modus acquirendi est varius, et beati possidentes. Da die Nebenwege zu Benefizien doch einmal vom päbstlichen Stul bis zum Priesterchen herunter, daß von seiner täglichen Messe lebt, so stark befahren werden, was sollte ich auf Kosten meiner Zeitlichkeit den Rigoristen machen, da mich die Maximen des Probabilismus hierin auch in der Ewigkeit sicher stellen? Wie leicht könnte nicht noch ein Unverdienterer als ich, irgend ein Barbier, Koch oder ein Bastard von einem D*herrn anstatt meiner zu diesen Weinberg des Herrn auf die nämliche Art berufen werden?

Ich erhohle mich über Gegenstände von der Art gerne Raths bey den Männern, welche bey der Konstanzischen Kirchenversammlung Hand an die Verbesserung der Kirche legten, weil sie alle mit einer ganz besondern Wärme für die Wahrheit sprechen, und den gleisneri-

schen Schul-Sistem- und Philosophie-Ton der jüngern Zeiten nicht kennen. Ich nahm in der Absicht den Hermann von der Hardt aus der Bibliothek des Priesterhauses, und fand nun freylich viele Klagen und bittre Schmähschriften gegen die Simonie; sah, daß es vor einigen hundert Jahren war, wie es noch ist; daß nach dem strengen Verstande des Worts die meisten Pfründen simonisch vergeben werden; überzeugte mich zugleich, daß dieser Mißbrauch unmöglich abzustellen ist, nothwendig und allgemein bleiben muß; so lange man in kanonischen Dingen Distinktionen gelten läßt; so lange eine unmäßige Menge Pfründen da ist, die keine Arbeit erfodern und doch viel eintragen; so lange diese müßige und doch viel eintragende Pfründen ihre Besitzer an eine läßige, relaxirte Denkart natürlich gewöhnen müssen, und Geiz ein Hauptzug in dem Charakter unsrer Geistlichen seyn wird. ... Der bekannte Gerson eiferte vorzüglich gegen diesen Unfug. Er ist einer

von den Strengen, der es schon zu einer Simonie macht, wenn man eine Pfründe aus zeitlichen Absichten, um sein Brod zu haben, antritt. ... Mein Gott! Welcher Geistliche wäre dann von Simonie frey? ... Er ermahnt das Konzilium, in seiner Strenge gegen diesen Greuel beharrlich zu seyn. Aber wo ist das Verbrechen, wenn ich dem guten Alten nach unsrer heutigen Methode beweise, daß es in keinem Fall Simonie giebt, daß Simonie im Grunde nichts als eine Schimäre ist? Meine Dame hat es deutlich genug bewiesen, wie ich Euch oben gesagt habe. ... Ein gewisser Nic. de Clemangis, von dem von der Hardt im dritten Theil seines ersten Bandes über das kostanz. Conzil. eine Invektive gegen die Verderbtheit der Kirche liefert, macht es zur Simonie, wenn man einem andern, auch nicht gegen eine Erstattung, sondern bloß aus einer Vorliebe eine Pfründe giebt. „Wenn sie,„ sagt er, „Benefizien ums Geld vergeben, oder an ihre Hurenkinder oder

Histrionen verschenken.„ ... Von einem Stephanus de Praga liefert von der Hardt im sechszehnten Theil seines ersten Bandes eine merkwürdige Rede, die vor der Kirchenversammlung feyerlich ist gehalten worden. „Die Simonie,„ sagt dieser, „ist zwar kein so großes Verbrechen, als Ketzerey und Schisma; aber ungleich häufiger in der Kirche, denn dieses Laster hat fast die ganze Klerisey angesteckt. Weil die Kirchendienste so behaglich, einträglich und glänzend sind; so drängt sich der Weise wie der Thor, der Greis wie der Knab, der Gute wie der Böse, der Gelehrte wie der Idiot, kurz alles vom Kleinsten bis zum Größten per fas nefasque zu. Man treibt Simonie, macht Intriguen, und duldet um eine Pfründe Dinge, wodurch man, wenn man sie Gott zu Liebe litte, die Martyrkrone verdienen könnte. Sie lassen sich in der Küche räuchern und misten den Stall aus, in der Hoffnung, im Kirchendienst empor zu kommen. Alles das thut die leidige Simonie.

Da-

Dadurch werden nicht nur die geistlichen, sondern auch die zeitlichen Güter der Kirche verschwendet. Man wählt keine kluge und rechtschaffne Biedermänner zu Vorstehern der Kirche; sondern sieht auf nichts als Geld und Ehre. Man nimmt Leuthe zu grossen und kleinen Hirten der Menschen und Seelen, die kein Weltmann zu seinem Schaaf- oder Schweinhirten nehmen würde. Man weiht Idioten zu Leviten, Priestern und Bischöfen zum Dienst Gottes, die kein Bauer, wenn sie zu seiner Arbeit eben so ungeschickt wären, in seinen Dienst zum Bau seiner Aecker nähme. Wie können nun diese Leuthe den Schaafstall Kristi hüten, da sie wie reissende Wölfe in denselben kommen? Ist daß nicht Menschen- und Seelenmord, wenn man diesen die Heerde, will nicht sagen aus bösen Vorsatz, sondern nur aus Nachläßigkeit anvertraut, da sie die Schaafe würgen müssen. Und wenn man denn auch blind einen trifft, der zur Stelle taugt, so hat man es

dem Glück, und nicht dem Vorsteher zu verdanken: Aber seine Schuld ist es, wenn er in seiner Unvorsichtigkeit eine Stelle in der Kirche einem Unfähigen einräumt. Welcher Schauer, welches Schrecken sollte also die Kollatoren der Kirchendienste ergreifen, da sie in Gefahr stehn, ihre Schaafe aus Nachläßsigkeit Wölfen zu übergeben, und vor dem fürchterlichen Gerichte Gottes als Mörder beschuldigt zu werden! Daher, Ehrwürdigen Väter, ist es Eure Pflicht, zu sorgen, daß durch diese Kirchenverbesserung nur gelehrte und brauchbare Männer in die Zukunft zum Dienst derselben gelassen werden. Denn wie unbillig ist es, daß die Narren befehlen, und die Klugen gehorchen, die Jünglinge Herren und die Alten Diener sind, die Dummköpfe lehren, und die Weisen schweigen, die Stallknechte im Kirchendienst erhöht, wahre Jünger Kristi aber zurückgesetzt werden; alles durch die abscheuliche Simonie. Aber weil alles mit dieser Seuche angesteckt ist, so wird

sie wegen ihrer Allgemeinheit für keine Sünde mehr gehalten. Man ist so weit gekommen, daß man katholische Männer, welche hieraus eine Gewissenssache machen, haßt und als altmodische Eiferer verlacht, und jemehr sie auf Besserung dringen, desto mehr werden sie von den Herren der Kuria und allen, welche damit angesteckt sind, ausgezischt. O erschreckliche Tollkühnheit, aus dieser schweren Sünde nichts zu machen „ . . . Nun zitirt Stephanus die Gregorius und Hieronymus gegen diesen Mißbrauch, und beweist wenigstens damit, daß es schon zur Zeit dieser Kirchenväter hierin nicht viel besser war, als zur Zeit des konstanzischen Konziliums. Er räth den Geistlichen, welche simonisch zu einem Kirchengut gekommen sind, sie sollten freywillig alles zurückgeben, wenn sie in den Himmel kommen wollten; sie sollten nach dem Beyspiel Moses das Kalb verbrennen, wodurch sie gesündigt haben, und die Asche ins Wasser werfen. „Aber„, fährt er fort,

„die Simoniaci werden meinen Rath schwerlich annehmen; sie werden lieber dem Beyspiel des Jünglings Matth. 19. folgen, welcher so viele Güter hatte, daß er traurig weggieng, und sie lieber behalten, als dem Heiland folgen wollte.„ Zum Schluß ermahnt er nochmals die versammelten Väter, sie möchten mit allem Ernst diesem Unfug Schranken setzen, damit nicht weltliche Fürsten gezwungen werden, Hand anzulegen..... Richard Ullerston, Doktor der Theologie zu Oxford, legte der nämlichen Kirchenversammlung die Punkte vor, worin er eine Verbesserung für nöthig hielt. Von der Simonie sagt er; die Väter sollten mit so viel mehr Aufmerksamkeit dieses Laster verfolgen, da es die eigentliche Ursache der damaligen Kirchenspaltung gewesen wäre. Er glaubt aber, es seye platterdings unmöglich, dasselbe auszurotten, wenn man nicht nach dem Beyspiel des H. Gregorius, des Apostels von England, zum Gesetz mache, daß alle Bischöfe nur von ihrem Metropoli-

tan, und nie vom Pabst zu Rom, der so weit entfernt sey, und vom Zustand der Sachen und den Fähigkeiten des Kandidaten so wenig wissen könnte, ihre Bischöfe Gewalt empfangen sollten. Er schließt diesen Artikel: „Die Kuria Romana hat sich durch ihren abscheulichen und unersättlichen Geiz so ausgezeichnet, daß es durch die ganze Welt zu einem Sprüchwort geworden ist: Der römische Hof sucht kein Schäfchen ohne Wolle.... Die Dekretalen des Konziliums selbst sagen mit den trockensten Worten: „Alle, welche Geld für eine geistliche Stelle nehmen, oder sich heimlich dafür bedingen, wie es denn so häufig geschieht, daß gar wenige von diesem Schandflecken frey sind, sollen exkommunizirt und ihrer Würde entsetzt seyn: Doch will die heilige Synode, als eine gute, barmherzige Mutter denjenigen, die wirklich schon simonisch eine Pfründe besitzen, die Schuld erlassen, wenn sie dieselbe beichten u. s. f.„.... Aber nicht nur die Vergebung eines Kir-

chendienstes gegen Geld; sondern überhaupt jede Nebenabsicht, jede unzweckmäßige Wahl eines Seelenhirten, Nachläßigkeit in Prüfung des Berufs ꝛc. halten die oben angezogne Biedermänner für Simonie. Simonie wäre also, einem Kind in der Wiege, wie oft geschieht, eine Pfründe geben: Simonie wäre, ins Kloster gehn, um versorgt zu seyn: Simonie wäre, einem andern aus Freundschaft, oder auch aus blosser Privatüberzeugung von den Verdiensten desselben, ohne förmliche Prüfung der Vorgesetzten eine geistliche Stelle abtretten — Wäre nicht die ganze katholische Kirche Simonie?

Die strenge Denkart dieser wackern Männer machte mich anfangs wirklich geneigt, der guten Dame ein abrenuntio zu geben: Doch da das Uebel nun einmal so tief im Körper sitzt, daß man es ohne Umschaffung des Ganzen nicht tilgen kann, und da es, seit dem die Pfründen in der Kirche so unmäßig zahl-

reich und ergiebig geworden sind, immer ein nothwendiges Uebel war und bleiben wird, warum sollten wir unsre Begriffe über das gegenwärtige Verhältniß der Sachen überspannen, und das Opfer dieser Ueberspannung seyn wollen, da durch einzelne Aufopferungen im Ganzen ohnmöglich was zu bessern ist? Sollte das Bewußtseyn eines ehrlichen Mannes, die gute Absicht, der feste Vorsatz, das Uebel, wie es nun einmal da ist, zu seinem und andrer Nutzen zu gebrauchen, ihn nicht entschuldigen, wenn er einem gelindern System beytritt? Ihr seht, daß ich mich des Probabilismus kaum erwehren kann: Aber ein Kanonikat ist auch kein schlechtes Argument gegen die Rigoristen. — Ich erwarte Eure Meynung, die meinen Entschluß bestimmen wird.

Ehe ich schliesse, muß ich Euch noch sagen, daß mein guter Schulmeister auch wieder frey ist. Ich habe ihn gesprochen, und brauche Euch nicht

zu sagen, daß es mir unbeschreibliche Freude war. Man will ihn im Armenhaus versorgen; aber so bald ich Brod für mich habe, werde ich es bis auf den letzten Bissen mit ihm theilen. Wäre es nicht möglich, daß Herr Gutmann auf einige Tage in die Stadt käme? Lebt wohl.

Sechs u. dreyßigster Brief.

den 9. April.

Ich danke Euch herzlich für eine brüderliche Warnung, ob sie schon durch die Entwikelung selbst überflüßig geworden ist. Euern sanften Verweis meiner leichten Denkart werd' ich nie vergessen, und mich fest an die Grundsätze halten, die ich Herrn Gutmann zu verdanken habe, und die mir mitten im Unglück oft schon Trost waren. . . Daß ich so blind war, und nicht gleich anfangs absah, wo es mit so übertriebner Güte einer jungen Frau hinauswollte! Doch auch das ist mir Trost und Beruhigung, daß ich immer bey andern die bessern Beweg-

gründe voraussetze, wenn ich auch erst auf meine Kosten das Gegentheil erfahren muß. . . Es ist ganz so, wie Ihr vermuthet habt. Die Güte der Dame war was anders, als Menschenliebe im allgemeinen Verstande. Bey meinem letzten Besuche sah ich es nur zu deutlich, und erschreke noch, wenn ich an die Gefahr denke, welcher ich ausgesetzt war. Ich weiß nun auch, daß der Kanonikus aus keiner andern Absicht seine Pfründe vertauschen mögte, als sich von der Dame und ihrer Menschenliebe im engern Verstande, die ihn anzuekeln beginnt, loszureissen. Doch genug, daß ich so weggekommen bin.

Wenn ich Euch sage, liebste Freunde, daß mich der Fürst gestern und heute zu sich rufen ließ, sich lange mit mir über meine Geschichte und verschiedne Kirchensachen unterredet, und endlich mit dem Antrag geschlossen hat, „ich sollte sein Secretarius in Spiritualibus werden„; so werdet Ihr nichts davon begreifen können. Mir ist es selbst noch wie ein Traum;

und doch ist nichts gewisser, als daß ich in einigen Tagen in des Fürsten Kabinet seyn werde. Ich entschuldigte mich lange; indem ich in Geschäften von der Art nicht die geringste Uebung hätte; aber er erwiederte kurz; ich brauchte kein halbes Jahr, um die nöthige Routine zu bekommen. Daß er mich in der Absicht zu sich hatte kommen lassen, um zu sondiren, in wie weit meine Grundsätze in gewissen Dingen mit den seinigen übereinstimmten, ahndete ich gleich aus der Wendung seines Gespräches: Aber wie und warum er auf den Einfall kam, diese Prüfung mit mir vorzunehmen, ist mir bis jetzt noch ganz unerklärlich.

Einen Reformationsplan, den er in seiner Diöcese auszuführen gedenkt, und die Grundsätze, worauf der Plan ruht, hat er mich ziemlich deutlich merken lassen. „Ich reformire nicht gerne„, sagte er; „und in Glaubenssachen, in Dingen die auf die Beruhigung des grossen Haufens Einfluß haben, am ungernsten. Die Kirchengeschichte der Protestanten,

beweißt, daß man hierin gar leicht zu= viel thun kann. Als geistlicher Fürst würde ich am meisten dabey verlieren, wenn ich den Rost an der Kette, die mich und meine Unterthanen zusammen verbindet, so rein wegreiben wollte, daß ich Gefahr liefe, hie und da Ringe ganz durchzureiben. Aber doch kann ich auch den Rost nicht so tief fressen lassen, daß er die Kette aufzehrt. Ich bin zum Herrn meiner Unterthanen berufen; fühle das Gewicht meines Berufs; und kann also nicht zugeben, daß man in Verwaltung der Gerechtigkeit, in Beförderung des Wohls und in der Regierung meines Landes überhaupt mehr Rücksicht auf Herenpantöffelein der Kapuziner und auf das ganze Hokuspokus der Mönche zu nehmen habe, wovon Seine eigne Ge= schichte ein schönes Exempelchen ist, als auf die Vorschriften der Klugheit und Billigkeit. Ich kann nicht zugeben, daß ein ehrlicher Mann, wie Er, wenn er an dem Leibs und Seelenwohl meiner Schaafe arbeitet, vom elendesten Aber=

glauben daran gehindert werden sollte. Es ist eben so unanständig, sich vom Aberglauben andrer Leuthe durchaus leiten zu lassen, als dem Aberglauben andrer in keinem Fall zu schonen. Mein Plan ist also, die Mönche nicht weiter zu beschneiden, als nöthig ist, um in der Beförderung des Wohls meiner Landeskinder freye Hand zu haben. Was man zu Rom darüber sagen wird, kümmert mich so wenig, als was man zu Konstantinopel darüber sagen könnte. Wir sind in Deutschland, und als Fürst bin ich ausser Gott, meinem Gewissen und dem deutschen Reiche niemanden Rechnung schuldig. Als Bischof — ausser dem Ordiniren der Priester, dem Firmen ꝛc. wüßte ich nicht, was mir ausschließlich unter diesem Titel zukäme — werde ich nichts thun, als was die alten Gebräuche und der Sinn der Kirche mit sich bringen. Gewiß werd ich auch als Fürst in geistlichen Sachen nichts unternehmen, als was sich mit den Konzilien verträgt, wozu mich das Beyspiel

andrer deutscher Fürsten berechtigt, und was ich zum Besten des Landes nöthig oder zuträglich finde. Ich war einige Jahre zu Rom, und habe den Hof, der so kitzlicht gegen alles ist was Reformiren heißt, viel zu gut kennen gelernt, als daß ich mich sollte irre machen lassen, wenn er Grimassen macht. Sollte er für gut befinden, Ermahnungsschreiben an mich ergehn zu lassen, so werde ich sie auf die Art beantworten, die mir mein Gewissen, und die geziemende Achtung gegen ihn vorschreibt. Ich will ihn im geringsten nicht beleidigen; aber ich kann die schuldige Hochachtung nicht in blinden Gehorsam ausarten lassen, und das Beste meiner Unterthanen der Grille eines Mannes aufopfern, der über hundert Meilen von mir und meinen Unterthanen entfernt ist, und gewiß nicht an uns denkt, als wenn die Annaten kommen; und auch diese fliessen so still ein, daß man nicht einmahl denkt, woher. — Unsre erste Arbeit wird also seyn, die Mönche in der Diöcese unschädlich zu

machen, und sie so viel möglich auf ihre ursprüngliche Institution zurückzuweisen. Dabey werde ich sorgfältig den Fehler zu vermeiden suchen, den man verschiednen geistlichen Fürsten, die sich Mühe um die Reformation der Ordensleuthe gegeben haben, zum Vorwurf gemacht hat; nämlich daß sie blos wegen dem natürlichen Haß der Weltpriester gegen Mönche & vice versa Hand an die Orden gelegt, und blind gegen die Mängel der Weltpriester waren. Ich weiß gar zu wohl, daß bey diesen sehr viel, doch ungleich weniger als bey den Mönchen zu kehren ist. . . Er ist kein Doktor Theologiä, so viel ich sehe. Aber so einer wäre nun eben mein Mann nicht. Er hat seinen natürlichen Verstand, hat sich, wie ich merke, in der Kirchengeschichte umgesehn, hat Erfahrung, und so wird er mir immer die Hand biethen müssen, den Stall zu säubern. „ —

Ihr seht beyde von selbst, wie sehr ich in diesen Umständen wünschen muß, einen Gutmann um mich zu haben; und

wie sehr es dem Fürsten und dem Lande damit gedient wäre, wenn Er Einfluß auf die Ausfertigung der bischöflichen Befehle; und vielleicht auf den Plan selbst hätte. . . Könnte er sich nicht entschliessen, seine philosophische Ruhe so viel Gutem, welches ihm das ganze Land und einer der besten Fürsten zu verdanken haben würde, aufzuopfern? Ich bitte um eine schleunige Erklärung hierüber. Lebt wohl.

Sieben und dreyßigster Brief.

den 9ten April.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Lieber Bruder! Es freut mich unendlich, daß mir Herr Gutmann Hofnung macht, ihn bey mir zu haben: Aber warum ist er bis dorthin nicht bey dir geblieben? Unterdessen will ich dir von allem getreue Nachricht geben, was in der Klösterreformation gethan wird. Der Fürst beschäftigt mich schon so stark, daß Du es mir nicht verübeln kannst, wenn ich manchmal kurz abbreche. Das erste Dekret, welches ich mit einer Art von Triumph niedergeschrieben habe, ist ein Befehl an alle Klostervorgesetzten, keinen ihrer Untergebnen, ohne wichtige Ur-

sache und Mitwissen des geistlichen Kommissärs, welcher den Klöstern zur Aufsicht gesetzt werden soll, aus dem Bezirke des Klosters gehn zu lassen, und auf den wesentlichen Punkt der Klausur strenger zu halten, als seither geschehen ist. Kraft des 4ten K. der 24ten Sitzung des tridentinischen Konziliums wird zugleich allen Regularen, sowohl in- als ausländischen verbothen, ohne ausdrückliche bischöfliche Erlaubniß auf einer Pfarre dieser Diöcese zu predigen, oder Pfarrdienste überhaupt zu verrichten. Den Mendikanten wird befohlen, zum Terminiren auf dem Lande niemand ausser Layenbrüder, allzeit nur mit Erlaubniß ihres Kommissärs auszuschicken, und diesen soll vom Pfarrer des Dorfes, worin sie terminiren wollen, ein Mann mitgegeben werden, welcher von den Geschäften und dem Erbettelten der Terminanten dem Pfarrer genaue Rechenschaft geben und besonders sehr genau darauf sehen soll, ob sie nicht, wie gewöhnlich geschehen, den Bauern und Handwerkern sogenannte geweihte

Sachen gegen Allmosen verkaufen. Der Pfarrer soll sodann dem Terminanten ein Zeugniß seines Betragens und eine Specifikation von allem, was er in der Gemeinde zusammengebettelt hat, mitgeben, welches dieser dem Kommissär des Klosters einhändigen wird. Die Beweggründe, welche in dem Dekret angegeben werden, sind folgende. Da Gebeth, Kasteyung des Leibes, Entfernung von der Welt und Verschließung in sich selbst der wahre Geist jedes Mönchs-Ordens seye; so glaube man durch die bischöflichen Pflichten verbunden zu seyn, den Leichtsinn, womit sich alle Klöster von diesem ursprünglichen Ordensgeist entfernt haben, zu ahnden, und sie von den gar zu häufigen Ausschweifungen auf ihre Pflicht zurückzuweisen. Das 11te Kapitel der 25ten Sitzung des tridentinischen Konziliums, wie auch das 22te Kapitel der nämlichen Sitzung berechtige die Bischöfe hiezu vollkommen. Die Ordensregeln alle hielten so strenge auf den Punkt der Einsamkeit, daß sie sogar dem häufigen

Umgang der Glieder eines Klosters unter einander auf alle Art vorzubeugen suchten. Wie ärgerlich muß es nun für die kristliche Gemeinde seyn, wenn man die Ordensleuthe ihr Institut so weit vergessen sieht, daß sie, wie man leider nur zu häufige Erfahrung habe, mehr mit der Welt als unter sich selbst Umgang haben. Mit grossem Misvergnügen habe man erfahren, daß die Mendikanten einander bestechen, um zum Terminiren ausgeschikt zu werden. Ein abscheulicher Beweis von dem Verderben der Orden! Das Terminiren seye der Dekmantel aller Ausgelassenheiten worden. Schändliche Uebertrettungen des Gelübdes der Keuschheit; Störung des Friedens in Häusern und Gemeinden; Unterschleif verschiedner verbothnen Sächelchen, niederträchtige Kunstgriffe, um den Landleuthen das Allmosen mehr zu stehlen, als abzubetteln, Kränkung der Pfarrer u. s. w. seyen die gewöhnlichen Beschäftigungen der Terminanten geworden ꝛc.

Ein andres Dekret, welches den Mönchen tiefer in das lebendige Fleisch schneidet, nämlich, daß kein Kloster von einem Bettelorden einen Novizen annehmen soll, bis die Zahl der wirklich in dem Kloster lebenden Personen bis auf 20 herunter gekommen ist, liegt auch fertig da. Es ist platterdings ohnmöglich, die Mönche unschädlich zu machen, sie in der gehörigen Zucht und Ordnung zu halten und mit ihnen den Zweck ihrer Stiftung zu erreichen, wenn man sie so ungeheuer zahlreich werden läßt, daß immer, wie es wirklich ist, 3. Viertheile von ihnen im Kloster ausser dem Plärren auf dem Chor und dem Messelesen nicht das geringste zu thun haben. Sind die häuslichen Verrichtungen des Klosters unter eine verhältnismäßige Anzahl von Personen vertheilt; so fallen alle die nothwendigen Folgen des Müßiggangs, Neid, Verfolgungssucht, Intriguen, Schadenfreude, böse Laune, welche den Mönch auch für Weltleuthe gefährlich machen, von selbst weg. Da die Existenz dieser Orden in je-

dem Lande nur precär ist, und der Fürst diesen Schritt als Landsherr thut; so kommen hier die Exemptionen von der bischöflichen Jurisdiktion in keinen Betracht. Doch berechtigt auch das dritte Kapitel der 25ten Sitzung des tridentinischen Konziliums die Bischöfe, die Zahl der Mönche eines Klosters wenigstens nach dem Verhältniß seines Einkommens einzuschränken. Die wirklichen Bettelmönche, als Kapuziner, Franziskaner und Minoriten, welche nach ihrer Regel und Vermöge des eben angezognen Kapitels des trid. Konz. keine unbeweglichen Güter besitzen sollen; aber anstatt derselben gewöhnlich ansehnliche Kapitalien ausstehn haben, sind also, was ihre Anzahl betrift, von gedachtem Konzilium platterdings dem Gutbefinden der Bischöfe überlassen worden; weil sie keine feste Revenuen haben. Die andern Bettelorden, als Karmeliter, Augustiner u. a. m., welchen das Konzilium den Besitz unbeweglicher Güter erlaubt, welche meistentheils ihre Natur verändert haben, und reiche

Stiftungen geworden sind, hat die Kirchenversammlung in diesem Punkt so wenig von der Gewalt der Ordinarien eximiren wollen, daß man aus dem Schluß des obbemeldten Kapitels grade das Gegentheil beweisen kann. Nec de cetero similia loca erigantur sine Episcopi, in cujus Diæcesi erigenda sunt, licentia prius obtenta. Die Stelle bezieht sich auf die Bettelorden beyder Gattungen, sowohl auf jene, welche unbewegliche Güter besitzen dörfen, als auf die, welche vom täglichen Allmosen leben; qui vel ex redditibus propriis monasteriorum vel ex consuetis eleemosynis possit sustentari, geht unmittelbar vorher. Wenn, wie das Konzilium hier ausdrücklich sagt, die Existenz eines Klosters von dem Gutbefinden des Ordinarius der Diöcese, worinn es liegt, abhängt, so hangen doch wohl die Attributen desselben auch von ihm ab. Was kann das Konzilium hier anders sagen wollen, als „Wir überlassen es jedem Bischof zu bestimmen, ob die Anzahl der Klöster in seiner Diöcese, oder,

welches das nämliche ist, ob die Anzahl der Mönche in den Klöstern zu groß sey, oder nicht; und geben ihm Vollmacht, den unmäßigen Anwachs derselben nach Gutbefinden einzuschränken„? Hat der, welcher die Vollmacht hat, den Bau eines Klosters zu privilegiren, nicht auch das Recht, dieses Privilegium, wenn er sieht, daß man abscheulichen Misbrauch davon macht, zu modifiziren? Das Konzilium macht hier kein neues Gesetz; sondern es bestätigt nur mit deutlichen Worten die ursprünglichen Gerechtsame der bischöflichen Würde: Also fällt hier der Einwurf weg, „das Kloster habe schon vor der tridentinischen Kirchenversammlung gestanden, und das Konzilium habe nur zu den Klöstern, die künftig erst gebaut werden sollen, die Erlaubniß des Ordinarius der Diöcese erfoderlich gemacht„... Wenn nun ein Bischof auf sein Gewissen überzeugt ist, daß die Anzahl der Mönche in seinem Sprengel zur Last, zur Aergerniß, zum Verderben der Gemeinde nach und nach unmäßig

geworden ist, wenn er offenbar sieht, daß blos durch die Verminderung der ungeheuern Menge der Greul gehoben werden kann. — Cessante causa cessat effectus, sagt schon über den nämlichen Gegenstand der Kanzler Gerson — wenn er nun wirklich Hand anlegt, nach dem Willen der Kirche dem Unfug Gränzen setzt, und das Personale der Klöster vermindert, hat er nicht eben dadurch das Recht, über die Einkünfte derselben Klöster, die nach Verminderung des Personale gegen die Absicht des Stifters unbenutzt bleiben, oder gegen die Regel der Bettelorden verschwendet werden müßten, ad pios usus zu disponiren, Schulen, Pfarreyen, Armenhäuser rc. damit zu stiften? Die gestifteten Klöster haben also so wenig als die wirklich vom täglichen Allmosen lebenden gegen die Billigkeit des bischöflichen Befehls etwas einzuwenden.

Wie lange schon klagen einsichtsvolle und biedere Katholiken über die verderbliche und ungeheure Menge der Mön-

che, und über die geringe Achtung derselben gegen bischöfliche Befehle! „Diese Brüder,„ sagt Gerson, „vermehren sich zu stark. Und wozu nutzt es, daß zum Beyspiel in Köln oder in einer andern vornehmen Stadt, in einem Haus dieser Brüder 70 und mehrere sind, worunter man kaum 5 oder 6 finden würde, die zum Dienst der Kirche zu brauchen sind: Und so viel wären für eine ganze Provinz genug.„ de reformat. Eccles. in Conc. univ. const. — Richard Ullerstone in seinen Vorschlägen zur Verbesserung der streitenden Kirche an das konstanz. Konzilium im sechsten Artikel sagt: „Die Herren wissen nämlich nichts von der Hirarchie der Kirche, nach welcher, wie Dionysius im sechsten Kapitel der Kirchenhirarchie behauptet, es den Bischöfen zukömmt, die Klöster zu säubern. Aber gerade die Leuthe, die so viel von Ordnung sprechen, wollen sich am wenigsten in Ordnung fügen.„ — Und weiter unten — „Wenn sie wirklich arm im Geist wären, wie sie wollen glauben

machen, so würden sie sich geduldig ihren Bischöfen unterwerfen, und wenn es auch nur geschähe, um andern Kristen ein Beyspiel des Gehorsams zu geben.„ — Klagt nicht Pabst Gregorius IX. selbst in einer Bulle vom Jahr 1233 über den schrecklichen Verfall eines Ordens durch seinen zu grossen Anwachs, welcher nicht über 90 Jahre damals auf der Welt war.... Wie viele Stellen könnte man aus den berühmtesten Männern hierüber sammeln? ... Unbegreiflich ist es, daß alle diese Klagen bis jetzt noch so wenig gewirkt haben. Aber Johann Geiler von Kaysersberg giebt in seinem Formikarium, welches im Jahr 1517 zu Straßburg ans Licht trat, eine Ursache von der Schwierigkeit die Klöster zu reformiren an, deren Wirkung der Fürst wirklich schon im Anfang seines Unternehmens stark empfindet: „Das ganze Konzilium zu Basel,„ sagt dieser, „war nicht so mächtig, daß es mocht ein Frauenkloster reformiren in der Stadt, denn die Stadt hielt es mit

den Frauen. Wie wollt man denn das Ganze reformiren? Ist so hart ein Frauenkloster zu reformiren? Wie hart wär es denn die Mannklöster reformiren, besonders da Edele inn sind, und einen grossen Anhang haben? Weil es denn so hart ist, Kristenthum und besondre Stånd zu reformiren, drum stoß ein idweder sein Haupt in einen Winkel, in ein Loch, und sehe, daß er Gottes Geboth halte, und thue, das Recht sey, damit er selig werde„....
Der Fürst wird schon gleich auf die Bekanntmachung des ersten Dekrets, nämlich die Klausur strenger zu halten, von Vettern, Baasen und guten Freunden, die alle auf die dringendste Art um Dispensation für dieses oder jenes Kloster bitten, so überlaufen, daß er sich fast nicht zu rathen weiß. Läßt er sich nur im geringsten ins Dispensiren ein, so ist leicht abzusehn, daß er nach und nach dispensiren müßte, bis von seinem Befehl gar nichts mehr übrig bliebe. Die Erfahrung hat dieß in allen katholischen

Ländern, worin man seit 12 — 15 Jahren die Klöster zu reformiren anfieng, deutlich genug bewiesen. Schlägt er aber wie ein Held alle Gesuche ab; so muß er ein Märtyrer der guten Sachen werden, und sich dem Haß und der Verfolgung des Pöbels in Lumpen und Gold aussetzen, wozu er sich großmüthig und fest entschlossen hat . . . Ein andres Hinderniß, welches dem Reformiren der Klöster im Weg steht, sind die päbstlichen Exemptionen derselben von der bischöflichen Gewalt. Sie werden zu Rom ein erbärmliches Geschrey erheben, und der heilige Vater ist immer geneigt, die Sache der Mönche zu seiner eignen zu machen, und dispensirt lieber von allen Kirchengebothen, als daß er zur Aufhebung eines einzigen Klosters seine Einwilligung gäbe. Der Kardinal Pallavicinus giebt die Ursache davon im dreyzehnten Kap. des zwölften Buchs seiner Geschichte des trident. Konz. offenherzig genug an. „Ich muß gestehn," sagt er, „daß die Immunität der Irregularen

hierin einen wichtigen Dienst thut, nämlich daß sie das Ansehn des apostolischen Stuls nach der Einsetzung des Erlösers und zum Nutzen der Kirche unterstützet; indem die Erfahrung lehrt, daß jede monarchische Regierung, um sich zu behaupten, in jeder einzeln Provinz viele Unterthanen haben muß, die im geringsten nicht von dem Fürsten abhangen, welcher von selbst und beständig in gedachter Provinz herrscht. Sie dienen zu einer starken Stütze der monarchischen Gewalt.„ Und im 17ten Kapitel des 8ten Buchs sagt er: „Die löblichen Orden würden auch nach der Prophezeihung auf keine andre Art die ihren Sturz drohende lateranensische Basilika, oder katholische Kirche unterstützt haben: Wahrhaftig eine Prophezeihung, die wirklich ist erfüllt worden, wie Nikolaus Machiavell selbst gestehn muß„... Wahrhaftig, man sieht aus diesen Grundsätzen deutlich genug, daß die Kardinäle den Michiavell studiren. Und wenn ein Mann, wie Pallavicinus, Grundsä-

ße von der Art vor den Augen der ganzen Welt behauptet, was hat man nicht alles zu erwarten? Heißt das nicht, wie Matthäus Paris über die Exemptionen sagt, aus den Bischöfen Popanze machen? „Es ist gegen die Natur der bischöflichen Gewalt,„ sagt dieser, „daß einige exempt und nicht dem Prälaten unterthänig seyn sollen . . . Der, welcher Hirt der Schaafe seyn soll, wird ein Popanz, der Hände hat, und nicht greift, Augen hat, und nicht sieht. Es kömmt grade heraus, ac si ponamus, naturalia esse otiosa, et non habere suas substantias et virtutes. Febronius führt über diesen Gegenstand den Heil. Bernard an, welcher im dritten Buch, vierten Kapitel de consid. sagt: „Durch die Exemptionen der Regularen werden die Gränzen überschritten, welche die Väter den Kirchen vorgeschrieben haben; die Ordnung werde gestört, die Diöcesen und Kirchen verstümmelt, die Gerechtsame der Bischöfe mit Verletzung der Gerechtigkeit vernichtet . . . Wie sehr

widersprechen sich der Heil. Bernard und Pallavicinus! Aber dieser Kardinal spricht auch für eine Monarchie; und Bernard sagt: „Ich rede hier nicht für mich, sondern für die Freyheit der Kirche„... Ullerstone führt in seinen Petitionen an das konstanz. Konzil. gegen die Exemptionen folgende Stelle aus Bernard an, die auch Febronius zum Theil in dieser Absicht gebraucht hat: „Ich dulde dich nicht länger„, sagt der heilige Reformator zum Pabst. „Ich rede das Murren und die Klagen der Kirchen. Sie schreyen, daß sie gestümmelt werden, und wenige sind, denen nicht Wunden sind geschlagen worden, oder denen es nicht bevorsteht, die Aebte werden von der Gewalt der Bischöfe, die Bischöfe von den Erzbischöfen, und diese von den Patriarchen eximirt. Läßt das gut? Kann oder soll man es entschuldigen? Ihr zeigt durch Euer Thun, daß ihr die Fülle der Macht, aber eben nicht der Gerechtigkeit habt Ihr thut das, weil Ihr es könnt, aber kümmert Euch nicht,

obs

obs Recht ist .... Es dient zu nichts, als daß die Mönche ausgelassener werden. Trotz, Muthwillen, Liederlichkeit, Betrug, Aergerniß, Müßiggang, und was das schlimmste ist, ewige Unruhe und ewiger Krieg in den Kirchen sind die Früchte davon. Seh, wie war das Sprüchwort ist: Es ist mir alles erlaubt; aber es ist mir nicht alles gut. **Wenn es nicht erlaubt ist, so verzeihe mir.** Ich kann nicht leicht etwas für erlaubt halten, was so viele unerlaubte Dinge veranlaßt. Wenn es das Amt der Gerechtigkeit ist, jedem das Seine zu geben, wie kann es sich mit der Gerechtigkeit vertragen, jedem das Seine zu nehmen? Du irrst dich, wenn du glaubst, daß deine apostolische Gewalt die einzige von Gott gegebne seye, weil sie die höchste ist. Wenn du das wähnst, so bist du nicht der Meynung desjenigen, welcher sagt: **Es ist keine Gewalt, als von Gott; woraus denn folgt, daß derjenige, welcher der Gewalt widerstrebt, Gott widerstrebt.**

— — So sagt auch eben derselbe: Alles was Leben hat, ist höhern Mächten untergeordnet. Er sagt nicht: Einer höhern Macht, sondern mehrern. Also ist deine Gewalt nicht allein von Gott. Es giebt mittlere und geringere. Was Gott gefügt hat, muß man nicht trennen. Ein Ungeheuer ist es, wenn man den Finger von der Hand nimmt, und ihn an den Kopf ansetzt, daß er über der Hand dem Arm gleich stehe. „ . . . So schrieb ein Heiliger, und fromme Päbste liessen sichs bey Tische vorlesen: Und heut zu Tage wird man verketzert, selbst von deutschen Erzbischöfen und Bischöfen, deren eigne Rechte und Freyheiten hier auf dem Spiel stehn, verketzert und verfolgt, wenn man was ähnliches zu sagen wagt!

den 10. April.

Es geschah, Bruder, was leicht vorauszusehen war, nämlich, daß die Mönche mit ihren Exemptionen ein schreckliches Geschrey erheben, und mit

Appellationen nach Rom drohen würden. Gestern ließ mich der Fürst zu sich kommen, und übergab mir einen ganzen Pack Protestationen von den Klöstern gegen die 2 ergangnen fürstlichen Verordnungen. Er will sie mit nichts beantworten, als daß hier keine Exemption von bischöflicher Jurisdiktion in Anschlag käme, indem er ein anders Recht, von dem kein Pabst einen seiner Unterthanen dispensiren könnte, nämlich die Landeshoheit hier ausübte.

Doch ich glaube, auch der Bischof hat das Recht, ja es ist seine Pflicht, die er ohne die gröbste Gewissensverletzung nicht beseitigen kann, aller päbstlichen Privilegien und des ganzen tridentinischen Konziliums ungeachtet Hand an die Reformation der Klöster zu legen, wenn er überzeugt ist, daß sie seiner Heerde schaden. Erlaube, Bruder, dir meine Gründe zu sagen, ehe du mich zum Ketzer machst. Kannst du mich des Gegentheils überzeugen, so werd ich deine Belehrungen mit Dank annehmen.

Daß die bischöfliche Gewalt unmittelbar von Gott seye, kann ausser einem römischen Kurialisten, oder überhaupt einem Mann, der, wie ein Anonyme an Kayser Sigismund bey Anlaß des konst. Konz. schrieb, non pro veritate sed pro pecunia sua loquitur, niemand bezweifeln. Das tridentinische Konzilium sagt in der 23ten Sitzung, 4ten Kapitel de ordine: „Proinde sancta synodus declarat, præter ceteros Ecclesiasticos gradus, Episcopos, qui in Apostolorum locum successerunt, ad hunc hierarchicum ordinem præcipue pertinere, & positos, sicut idem (Paulus) Apostolus ait, a *Spiritu Sancto* regere Ecclesiam Dei; eosque Presbyteros superiores esse „.. Freylich nennt das nämliche Konzilium die Bischöfe häufig Sedis apostolicæ *Delegatos*; z. B. in der 5ten Sitzung, 2ten Kapitel de reform., in der 24ten Sitzung, 9ten, 10ten, 11ten Kapitel de reform., und an verschiednen andern Stellen: Aber hier muß man sich, wenn man in den Schlüssen des Konziliums selbst keinen Widerspruch will gel-

ten lassen, blos an dem halten, was directe auf unsre Frage ist beschlossen worden. Nun sagt die Kirchenversammlung trocken. „Siquis dixerit, in Ecclesia Catholica non esse hierarchiam *divina ordinatione* institutam, quæ constat ex Episcopis & Presbyteris & ministris; anathema sit; sechster Kanon der 23ten S. de Ord. Also besteht die von Gott eingesetzte Hierarchie blos aus Bischöfen, Priestern und Ministern, welche letztere, wie der folgende Kanon sagt, den erstern untergeordnet sind. Der achte Kanon der nämlichen Sitzung: „Siquis dixerit, Episcopos, qui auctoritate Romani Pontificis assumuntur, non esse legitimos & veros Episcopos, sed figmentum humanum, anathema sit; beweist hier nichts. Nachdem, was oben das Konzilium sagt, kann man diesen Kanon ohnmöglich anders erklären, als daß die Bischöfe, welchen der Pabst die äussere Ernennung oder Bestätigung, aber keineswegs die innere Gewalt mittheilt, wirkliche Bischöfe seyn sollen. Ich übergehe hier alle übrigen

Gründe, weil Febronius die Sache schon erschöpft hat. . . Ist nun die bischöfliche Gewalt eine unmittelbare göttliche Einsetzung, welche, wie die oben angezogne Stellen des trid. Konz. sagen, das wesentlichste der Fundamentalverfassung der Kirche ausmacht, so kann die rechtmäßige Ausübung derselben weder vom Pabst, noch von einem Konzilium gehemmt werden, und alles, was irgend eine Kirchenversammlung in Disciplinsachen beschließt, muß allezeit zum Vortheil der Bischöfe erklärt werden, und gilt nur unter der Bedingung, „insoweit es die bischöfliche Jurisdiktion nicht beeinträchtigt.„ Wenn also das tridentinische Konzilium in der 24ten und 25ten Sitzung die päbstlichen Exemptionen auf eine gewisse Art gut heißt; so will es doch wahrhaftig der bischöflichen Gewalt nichts vergeben; sondern äussert nur sein Gutbefinden über eine zufällige Sache, die mit dem Wesen der Kirche gar keine nothwendige Verbindung hat, die sich nach den Umständen der Zeit, des Orts u. s. w. ver-

ändern kann, und die es also nie zu einem absoluten, dauernden Gesetze machen will.

Ausdrücklich hat auch diese Kirchenversammlung die bischöfliche Gewalt an sehr vielen Stellen gegen alle Privilegien, von welcher Art sie seyn mögen, sicher gestellt. z. B. im zweyten Kapitel de Reform. in der 5ten Sitzung, wo den Bischöfen befohlen wird, auf das Predigtamt genaue Aufsicht zu haben, und die Mönche ausdrücklich in diesem Punkt ihrer Vollmacht unterworfen werden, wird beygesetzt: „ Neque hujus Decreti executionem consuetudo, vel *exemptio*, aut appellatio, aut reclamatio, sive recursus impedire valeat:„ Und zu Ende des nämlichen Kapitels: „ Et contra facientes ab Episcopis & ordinariis locorum, *privilegiis quibuscumque non obstantibus*, opportunis remediis omnino arceantur. Im 9ten Kapitel de Reform. in der 24ten Sitzung, wo die Rede vom Visitiren der Beneficien, auch der exempten, ist, wird beygefügt: Non obstantibus privilegiis et

consuetudinibus etiam immemorabilibus. Selbst in dem berüchtigten 11. Kapitel dieser Sitzung wird gesagt: Nihil ex iis privilegiis detractum esse Ordinariis intelligatur; obschon freylich eine Exception drauf folgt, die sich mit dem Anfang des Kapitels nicht wohl zusammenreimen läßt: Im 10ten Kapitel dieser Sitzung wird angehängt: Nec in his, ubi de visitatione aut morum correctione agitur, exemptio, aut ulla inhibitio, appellatio, aut querela, *etiam ad sedem Apostolicam interposita*, executionem horum impediat vel suspendat. Das nämliche geschieht in dem 12ten, 13ten, 14ten, 15ten, 17ten Kapitel der nämlichen Sitzung, und an vielen andern Stellen. Es muß also auch überall, wo es nicht ausdrücklich beygesetzt ist, als eine stillschweigende, nothwendige Bedingung vorausgesetzt werden.

In der Kirche ist wie in weltlichen Regierungen Salus Reipublicæ das erste Grundgesetz, nach welchem alle übrige

Verordnungen verfaßt, erklärt, gehandhabt und ausgeführt werden müssen. Ein Statut oder ein Privilegium, welches sich gegen dieses Grundgesetz verstößt, ist an und für sich selbst schon nichtig. Es versteht sich also von selbst, daß die tridentinische Kirchenversammlung die Exemptionen der Mönche nur in so weit gut heist, als sie in dem Sprengel eines Bischofs unschädlich sind, und nicht, um mich der eignen Worte des Konziliums im 11ten Kap. de Reform. in der 24ten Sitzung zu bedienen, *perturbationem* in Episcoporum Iurisdictione excitant, & exemptis occasionem laxioris vitæ præbere dignoscuntur.

Ueberhaupt ist es erbärmlich, eine Mönchsregel zu einem Glaubensartickel zu machen, oder sie doch auf die nämliche Art zu behandeln. Ganz zufällige Dinge, die nicht im geringsten mit dem Wesen der Kirche zusammenhangen, von denen die ursprüngliche Kirche nichts wußte, die durch die Phantasie der Stifter, durch

Nebenabsichten des Pabstes, durch die Schwärmerey des Volks ins Unendliche modifizirt und verändert werden können, in irgend einem Bezug zu einer festen Verbindlichkeit der Bischöfe zu machen, heißt die Kirche, die Braut Christi noth-züchtigen; verzeihe mir den Ausdruck, der mir in der Hitze entfährt. Worauf beruht denn die Existenz der Mönche in einem Sprengel? Nicht wahr, platterdings auf der Gnade des Landesherrn, und der Einwilligung des Ordinarius. Die berühmtesten Orden haben in gewissen Diöcesen, wie z. B. die Jesuiten in Salzburg, keine Aufnahme gefunden. So wenig also der Pabst einen Bischof zwingen kann, diesen oder jenen Orden in seinem Sprengel aufzunehmen; eben so wenig kann er es demselben zur Verbindlichkeit machen, seine Exemptionen für Glaubensartickel zu nehmen; denn wenn das Principale gradezu von der bischöflichen Willkühr abhängt, so kann das päbstliche Privilegium, als Accidens, oder auch die Genehmigung des Konziliums

in diesem oder jenem Sprengel doch auch nur unter der Bewilligung des Ordinarius gelten.

Der Einwurf, „daß dieser oder jener Orden von den vorhergehenden Bischöfen sammt den päbstlichen Exemptionen ist aufgenommen worden,„ kann den gegenwärtigen Bischof an der Reformation oder Aufhebung der Klöster in seiner Diöcese nicht hindern. Es ist damit, wie mit allen zufälligen Dingen in der Welt, die in diesem Augenblick gut, in einem andern schädlich seyn können, und nach ihren eignen Revolutionen, nach den Umständen der Zeit und den Bedürfnissen des Hauptgegenstandes, dem sie ankleben, abgeändert werden müssen. Der Bischof, welcher den Orden in seinen Sprengel aufnahm, that es in keiner andern Absicht, als um das Wohl seiner Heerde zu befördern. Kann diese Absicht nicht mehr erreicht werden, so hört auch der Wille auf, sie da zu haben. Sie können im Anfang Dienste gethan haben; wie wohl wenige Orden sind, gegen die nicht im er-

sten Jahrhundert nach ihrer Entstehung in allen Gegenden bittere Klagen sind erhoben worden: Sobald sie aber in dem Schaafstall Unordnung verursachen, anstatt der Erbauung Aergerniß geben, und die Heerde aufzuzehren drohen, so müßte der Bischof, der sie länger mit dem Greul duldete, fühllos gegen seine Pflicht seyn.

Wenn man nun vollends weiß, daß alle Väter der tridentinischen Kirchenversammlung, ausser den Italianern, die von Rom aus, und nicht gerade von oben herab inspirirt werden, und die doch von der ganzen Versammlung über die Hälfte ausmachten, sehr geneigt, und ein ansehnlicher Theil derselben fest entschlossen war, die päbstlichen Exemptionen mit Einem aufzuheben, so fällt alle Bedenklichkeit, freylich auch etwas Kredit vom ganzen Konzilium weg. Aber worinn kann ein Konzilium Verbindlichkeit auflegen? Doch nur in wesentlichen Glaubens- und Liturgie-Sachen. Alles was eine Kirchenversammlung über Nebensachen be-

schließt, ist so wandelbar und unverbindlich als diese Nebensache selbst. Z. B. ein Konzilium genehmigt die Privilegien der Jesuiten; wenn nun der Pabst die Jesuiten aufhebt, so versündigt er sich also gegen das Konzilium? .... Die Memoires sur le Concile de Trente p. 578. sagen. Das Konzilium habe die päbstlichen Exemptionen nicht geradezu aufheben wollen; weil es dem heiligen Vater nicht vor den Kopf stossen wollte, und hofte, derselbe werde sie in der Ueberzeugung, daß sie schädlich seyen, selbst freywillig zurücknehmen. Wenn sich aber nun der Pabst durch die bittere, unzählige und dringende Klagen der frömmsten und gelehrtesten Männer, die nun schon seit 500 Jahren über die Exemptionen geführt werden, noch nicht zu diesem Schritt bewegen ließ; so muß er eine andre Absicht, als das Beste der Kirche mit diesen Privilegien erreichen wollen. Unterdrückung der bischöflichen Rechte, eitle Herrschsucht, Kränkung der fürstlichen Landeshoheit, Verbreitung des Aberglaubens, welcher das Volk in der

Finsterniß, und in sklavischer Unterwürfigkeit erhalten soll, kann nur seine Absicht seyn: So sagt auch ausdrücklich — kein Sarpi — kein Van Espen — sondern ein Mann, den man hier wie einen Pabst selbst anzusehen hat, der Kardinal Pallavicinus in seinem 8ten Buch des tridentinischen Konziliums 17te Kap... Noch eine andre eben so eitle Absicht des heiligen Vaters, die er aber viel weniger, als das wichtigste Dogma aufgeben wird, ist das liebe Geld. Die Exemptionen müssen theuer erkauft werden. Die Mönche zahlen die Bullen, womit der h. Vater ihre Bruderschaften, Ablässe, Skapulier, Gürtel, Bilder, Reliquien, ihre heilige Masse, ihr Tolentinbrod, Zettelchen ꝛc. und den ganzen Quark bestätigt; worüber kann man nicht eine Bulle haben? Es kam so weit, daß die Klöster dem päbstlichen Hof vestgesetzte Abgaben unter dem Titel von Quindennien entrichten, und einem fremden Fürsten das in dem entlegensten Lande zusammengebettelte Geld zuschicken mußten.

Und wie wenig verträgt sich die stolze Exemption mit dem Geist des Gehorsams, wozu sich die Mönche bekennen? Sollten sie nicht nach dem Zweck ihrer Stiftung und Niederlassung in einem Sprengel durch ihr Beyspiel der Unterwirfigkeit gegen die Vorgesetzten die Gemeinde erbauen? „Sie sollten,„ sagt Hanns Geiler von Käysersberg in seinem Formikarium in dem Witzton seines Zeitalters, „die Leuthe seyn, zu denen der Herr sagt: Vos estis sal terræ. Es sollen Klosterleut andre Menschen salzen mit guten Lehren und Exempeln. Aber sie sind wahrlich Salz: Superbi, Avari, Luxuriosi. Die ersten drei Buchstaben die machen SAL. Das sind sie, und sind also versalzen mit den drei Stücken, mit Hoffahrt, mit Geitz, mit Unkeischheit, daß man ihnen nicht mehr kann zu Hülf kommen„.... Der heil. Bernard in seinem Tractat de Moribus & Officio Episcop. Cap. 9 macht seinem eignen Orden diesen Vorwurf, und sagt: „Ich kann nicht begreifen, daß die Aebte von unserm Orden so un-

verschämt diese Regel des Gehorsams übertretten, und unter der Kutte und Tonsur so hochmüthig sind, daß sie sich sogar gegen ihre Bischöfe aufwerfen. Sie bestehlen die Kirchen, um sich frey zu machen, kaufen sich vom Gehorsam los. So that Christus nicht. Ist das nicht eine Freyheit, die ärger ist als die tiefste Unterwerfung? Ich wollte lieber diese Freyheit missen, als mich der Tyranney der Hoffahrt unterwerfen. Ich förchte mehr die Zähne des Wolfs, als den Stab des Hirten. Entsetzliche Tollkühnheit! „.... Der päbstliche Pallavicinus selbst muß gestehn," daß freylich auch der Appetit der Mönche, sich der Gewalt ihrer Bischöfe zu entziehn, von der heimlichen Pest der Hoffahrt entstehen kann". Im 8ten Buch seiner Geschichte des trid. Konz. Kap. 17... Bernard Baptisatus ein Benediktiner aus Gaskogne in seiner Rede über die Kirchenverbesserung bey Anlas des konstanz. Konziliums sagt: In Prælatis inclusa est malitia & iniquitas,

igno-

ignorantia & vanitas, superbia & pompositas; & qui solebant esse ovium pastores, effecti sunt ovium commestores... Bruder! Was müssen die Prälaten in einigen gewissen Kreisen von Deutschland für Gewissen haben, die alle 12, 15 Jahre, denn selten lebt ein Prälat länger, aus ihrem kleinen Gebiethe, das aus 4, 5. Dörfern besteht, 6, 8, 10 tausend Gulden nach Rom schicken, um sich eximiren zu lassen? Ihre Unterthanen ihrem Hochmuth schlachten? Ist es ein Wunder, daß die schönsten Gegenden unsers lieben Vaterlandes, welche die Natur mit aller Mühe glücklich machen wollte, verlassen, öde, oder doch nur von Bettlern bewohnt sind? Ist das Geld, welches auf diese Art ausser Landes geschickt wird, nicht dem Lande gestohlen?.. Wann werden mehrere katholische Fürsten Deutschlands aus dem tiefen Schlaf aufwachen, der sie gegen das Wohl ihres Volks, gegen ihre Würde, gegen ihr eignes Gewissen so fühllos macht? Wann wird sie einmahl wieder

der Patriotismus ihrer Vorfahren im 15ten Jahrhundert beleben, um dessen gute Wirkung nun kein Aeneas Sylvius mit all seinem italianischen Witz Deutschland wieder betrügen wird? Liessen sie sich doch in einer müßigen Stunde, deren sie so viele haben, wo sie die Langeweile oft zur Verzweiflung treibt, wenn sie selbst nicht lesen können oder wollen, von einem ihrer müßigen Räthe, dem es wie ihnen selbst zur Erbauung dienen würde, die hundert Beschwerden der deutschen Nation, die Verhandlungen der Kirchenversammlung von Kostanz und Basel, oder nur manchmal folgenden Brief vom maynzischen Kanzler Martin Maier an den Kardinal Aeneas Sylvius vorlesen, der sowohl wegen des Inhalts, als des Stils äusserst interessant und unterhaltend ist, und den ich Dir zum Schluß dieses förchterlich grossen Briefs aus seinem schönen Latein ganz übersetzen will.... „Freunde haben mir geschrieben,„ sagt der deutsche Mann, „Sie seyen zum Kardinal ernennt worden. Ihnen wünsche ich Glück, daß

Ihre Verdienste würdig belohnt worden sind, und mir, daß mein Freund zu einer Stelle ist erhoben worden, wo er mir und den meinen irgend einmal hilfreiche Hand leisten kann. Das thut mir leid, daß Sie grade in die Zeiten fallen, die dem apostolischen Stul Stürme drohen: Denn der Erzbischof (von Maynz, Dietrich von Erpach) mein Herr, muß gar häufige Klagen über den römischen Pabst (Kalixtus III.) vernehmen, der sich weder an den Schlüssen des konstanzischen Konziliums, noch jenes von Basel hält, die Verträge seines Vorfahrers (Nikolaus V.) gar nicht achtet, und unsre Nation zu verachten und schinden zu wollen scheint. Es ist eine weltbekannte Sache, daß man die freye Wahl der Prälaten kränkt, und alle Benefizien und Ehrenstellen nur für die Kardinäle und Protonotarien bestimmt. Auch Ihnen sind drey Provinzen deutschen Namens auf eine Art vorbehalten und zugedacht worden, die ganz ungebräuchlich und ungewöhnlich ist. Unzählige Anwartungen

auf Pfründen werden verschenkt, die Annaten ohne allen Aufschub eingefodert, und offenbar mehr erpreßt, als man schuldig ist. Die Regierung der Kirchen wird nicht dem verdientesten, sondern dem meistbiethenden überlassen. Täglich werden neue Ablässe ertheilt, um Geld zusammen zuscharren. Unsre Prälaten müssen wegen des Türken Zehnten erheben, ohne daß man sie um ihr Gutbefinden fragt. Man zieht die Streitsachen vom gesetzlichen Weg Rechtens ohne Unterscheid vor den päbstlichen Richterstul. Tausend Schliche, wie der römische Stul uns, wie Barbaren, das Geld auf eine feine Art aus dem Beutel ziehen kann, werden ersonnen. Unsre weiland so berühmte Nation, die mit ihrer Dapferkeit, mit ihrem Blut das römische Reich wieder erkauft hat, und die Beherrscherin und Königin der Welt war, ist dadurch in Armuth gebracht, eine Sklavin und zinsbar geworden; liegt nun im Staub da, und ächzet schon seit vielen Jahren über ihr Schicksal, über ihr Elend. Unsre Häupter, wie

gähe aus dem Schlaf erweckt, fangen nun allgemach an, auf Mittel zu denken, wie man diesem Elend abhelfen könne: Sie sind entschlossen das Joch abzuschütteln, und sich wieder in die alte Freyheit zu setzen. Die römische Kuria wird viel verlieren, wenn das ausgeführt wird, was die Fürsten des römischen Reichs im Sinn haben. So sehr mich demnach Ihre Erhöhung freut, so sehr bedaure ich, daß dieß zu Ihrer Zeit vorfallen muß. Doch wer weiß was Gott beschlossen hat, und das allein wird geschehen. Sie können unterdessen guten Muths seyn, und Ihrer Klugheit gemäß auf Mittel sinnen, wie man durch Dämmen der Gewalt des Stroms Schranken setzen kann, und leben Sie recht wohl. Aschaffenburg den Ersten September 1457." . . . Hätte Deutschland doch mehrere Kanzler, wie Martin Majer, an geistlichen Höfen! . . . Den feinen Spott, der besonders im Schluß des Briefes liegt, und den Aeneas gar wohl

von einem deutschen Patrioten verdient hat, wirst Du ohne mein Hòc age, wie es Montagne in seinem Kapitel über die Bücher nennt, bemerken... Leb wohl.

Acht u. dreyßigster Brief.

den 18. April.

Der Fürst fand nöthig, auf einige Zeit zu verreisen, um sich dem Gedränge der Supplikanten für die Mönche zu entziehn, und seinen Verordnungen freyere Vollziehung zu verschaffen. Es ist nicht anders, als wenn er in ein Wespennest gestochen hätte. Alles ist in Bewegung. Die Mönche scheinen fest entschlossen zu seyn, Himmel und Erde zu bewegen. So viel haben sie schon durch ihr Gesumse bewirkt, daß die Klöster unsrer Diöcese, welche in einem andern Gebiethe liegen, gegen alle Reformation sicher gestellt sind. Es ist im

heiligen römischen Reiche der alte löbliche Gebrauch, daß alle Reichsstände vom größten bis zum kleinsten den Unternehmungen ihrer Nachbarn entgegenarbeiten, und ihre Landeshoheit, wenn es auch nur um den Schnitt einer Kapuze zu thun ist, gegen allen auch nur scheinbaren Eingriff rächen müssen. Sogar protestantische Stände, wie der Fürst von **, die Reichsstadt *, haben Protestationen hieher geschickt, und ihre Klöster unter dem Titel von Landesstiftungen, die sie auf eine gewisse Art als Fideikomisse anzusehn hätten, gegen die bischöfliche Reformationsbefehle in Schutz genommen. Die Mönche schreyen dieß unter dem Volk als einen guten Beweis der guten Sache aus. Das Volk glaubt, wie bey allen Neuerungen, der jüngste Tag sey nahe, weil die Ketzer anfangen, die katholische Religion — Denn Mönche und Religion sind ein Ding — zu vertheidigen, und sich also bald bekehren werden. *)

*) Als der König von Preussen nach dem Tod

Nun ist aber der Fürst vest entschlossen, von seiner Landeshoheit eben so wenig, als seine Nachbarn zu vergeben, und die Klöster seines Gebiethes trotz allen Protestationen zu reformiren, und aller Verdrüßlichkeiten ungeachtet, kein Haar breit von seinem Plan abzuweichen. Folgende Verordnungen hat er mir bey seiner Abreise, auszufertigen befohlen . . . 1) Jedes fundirte Kloster soll den Ueberschuß seines jährlichen Einkommens zu einer Schulkasse beytragen, die unter der Aufsicht einer Schulkommißion errichtet werden soll. Aus diesem Fonds soll nach dem Sistem der maynzischen Schulenverbesserung eine Schullehrer-Akademie errichtet, und nach und nach Schulen auf dem Lande

des letzten Kurfürsten von Bayern in Böhmen einrückte, glaubten alle Bayern, er würde nun katholisch werden, weil er das erzkatholischeste Land vertheidigen wollte. Man sagte mir als eine unbezweifelte Wahrheit, er habe schon Kapuziner kommen lassen, und ausser ihnen keinen Menschen mehr um sich.

und in den Städten gestiftet werden. Wir haben ohngefähr 15 solche Klöster im Lande, deren jedes eins in das andre gerechnet 30 Mönche hat. Wir gewinnen also mit der Zeit das, was an Kirchenschmuck, in der Küche, im Keller, an Gärten, unnöthigem Bauen u. s. w. ist verschwendet worden, ungerechnet, jährlich die Konsumtion von 150 Mönchen für das Schulwesen. Die Unterhaltung eines jeden äusserst geringe zu 250 fl. angeschlagen, bekommen wir jährlich 37500 Gulden, womit das ganze Land hinlänglich mit Schulmeistern versorgt werden kann. Wie kann ein Fürst, der nicht æs triplex um sein Gewissen hat, eine seiner ersten Pflichten, die gute Erziehung seiner Unterthanen, wodurch ganz allein das wahre Glück derselben befördert werden kann, so ganz und gar vernachläßigen, daß er die Mittel, womit er diesen Zweck sehr leicht erreichen könnte, lieber von Müßiggängern auf Kosten des Publikums verschlingen sehn, als sich über die elendesten

Vorurtheile hinaussetzen sollte? Wie ärmlich und kriechend müssen sich die Leuthe durchzubringen suchen, die den Grund zur Religion, zu allen moralischen und bürgerlichen Pflichten und zum ganzen Glück des Volks legen sollen? Wie wenig sind sie dazu geschickt; weil sie die wenigste Zeit zu ihren Berufsgeschäften verwenden können, und auf hundert Nebenwegen ihr Brod suchen müssen? Auf einem Dörfchen rasirt der Schulmeister die Bauern; auf dem andern schenkt er Brandtewein, und um sich Kundschaft zuzuziehn, macht er den Novellisten, lügt den Bauern allen Unsinn vor; schimpft über Zehnten, Steuer, Frohnden u. s. w.; macht ihren Advokaten; verhetzt sie zu Zänkereyen; und nach meiner Erfahrung entsteht allezeit die Prozeßsucht in einer Gemeinde von einem Plauderer von der Art, der den Bauern, die von Natur die harmlosesten Geschöpfe sind, die Köpfe wirre gemacht, um ihnen ihr Geldchen stehlen zu können. Unterdessen daß das physi-

sche und moralische Verderben auf dem Lande immer mehr überhand nimmt; füttert man die Mönche zu Tode, und läßt die Leuthe, die dem Uebel steuern könnten, verhungern. . . . Wir haben 3 Prälaturen im Lande, worüber vom Fürsten noch nichts ist verfügt worden. Sie werden sich aber auch müssen gefallen lassen, in den Schulfonds jährlich eine verhältnißmäßige Taxe zu liefern, und ihren Aufwand einzuschränken, oder wenn sie sich nichts abbrechen wollen, das Personale selbst zu verringern . . . 2) Alles baar zurückgelegte Geld der Klöster soll, um es nicht unzweckmäßig todt liegen zu lassen, konfiszirt und zu frommen Absichten verwendt werden *). Das tridentinische

*) In einem einzigen Augustinerkloster im bayrischen Kreis fand man vor nicht langer Zeit baare 100000 Gulden, wovon kein Heller zur Unterhaltung dieser vorgeblichen Bettelmönche durfte verwendet werden. Das Kloster lebt gemächlich von seinen Gütern und brachte dieses Kapital meistens durch den Gewinn einer Bierbrauerey zusam-

Konzilium sagt im dritten Kapitel der 25sten Sitzung de Regularibus et Monialibus: „Die Mendikantenklöster sollen nicht mehr noch weniger Personen haben, als grade aus den Einkünften oder Allmosen derselben unterhalten werden können:„ Es folgt also natürlich hieraus, daß sie auch nicht mehr Einkünfte haben sollen, als zur ordentlichen Unterhaltung derselben nöthig sind; denn sonst würden sie gegen das Konzilium nicht so viel Personen haben, als sie mit ihrem Einkommen unterhalten könnten. Wenn nun der Landesfürst oder der Ordinarius der Diöces, worin sie liegen, nöthig findet, die Zahl der Personen der Mendikantenklöster einzuschränken, so muß er zugleich dafür sorgen, daß der Befehl des Konziliums erfüllt, und nach dem deutlichen Sinn desselben kein müssiger Reichthum von sogenannten freywilligen Bettlern gesammelt werde . . . 3) Das hiesige Gymnasium soll gemeinmen. Der Landesfürst theilte es mit seiner Landeskasse.

schaftlich von den Klöstern der Stadt besetzt werden. Jedes Kloster wird einige Lehrer dazu hergeben, die pünktlich nach der Vorschrift der Schulkommißion und unter Anleitung derselben die lateinische und griechische Sprache, Mathematik, Geographie und die übrigen Wissenschaften lehren, und im Kloster wie die Lektoren sollen gehalten werden. Ueberläßt man das Gymnasium nur Einem Kloster, so treiben die Lehrer nur ihren gewöhnlichen Mönchsschlendrian, hängen den Schülern ihre Ordens- und Klosterideen an; halten mehr auf Verehrung ihrer Ordensheiligen als auf Fleiß im Studiren, und treiben hundert unzweckmäßige Possen, wie man auf allen Mönchsschulen sieht. Wenn aber die Lehrer vermischt sind, in bestimmten Lehrstunden sich in der Schule ablösen, und nur das Vorgeschriebne vortragen dürfen, so fallen alle diese Possen weg; man gewinnt von der Eifersucht der verschiednen Orden, die sie zum Fleiß spornt, und die Befreyung

vom Chor, ein Ofen in der Zelle und ein Gläschen Wein mehr machen eine Magister- oder Professorstelle reizend genug, daß mancher Mönch, der sonst nie ein ander Buch als eine Legende und sein Brevier in die Hände würde genommen haben, den Staub von den Klaßikern in der Klosterbibliothek klopft, und vielleicht ein sehr gelehrter Mann wird. . . . 4) Die Prälaturen sollen aus ihrem Mittel keine Pfarrer mehr aufs Land setzen, auch an den Orten nicht, wo sie das Ius Patronatus haben. Das ist nun freylich ein derber Schlag, der mehr Lärmen verursachen wird, als alle übrige Reformationsbefehle. Wie angenehm war es den Herren in den Prälaturen, auf gewisse Jahre unter freyer Luft zu seyn, die eingesognen Klosterdünste verdampfen zu lassen, und auf einer Pfarre eine Wirthschafterin, eignen Heerd und Keller zu haben! Wie lechzten sie nach der Zeit, wo sie die Reihe einer Pfarre wieder traf! Wie beneideten, wie verfolgten sie sich, wenn

einer dem andern vom Prälaten vorgezogen wurde! Die 3 Prälaturen unsers Landes verlieren nun gegen 20 Pfarreyen; aber alle Kraft des tridentinischen Konziliums; welches in der 25sten Sitzung im 11ten Kapitel de Regularibus et Monialibus sagt: In monasteriis, seu domibus virorum seu mulierum, quibus imminet cura animarum personarum secularium, præter eas, quæ sunt de illorum monasteriorum, seu locorum Familia personæ, tam Regulares, quam Seculares hujusmodi curam exercentes subsint immediate in iis, quæ ad dictam curam, et Sacramentorum administrationem pertinent, *jurisdictioni*, visitationi et correctioni Episcopi, in cujus Dioecesi sita sunt. Nec ibi aliqui, etiam ad nutum amovibiles deputentur, nisi de ejusdem consensu, ac prævio examine, exceptis . . . monasteriis seu domibus, in quibus Abbates aut Regularium Superiores Episcopalem et temporalem in Parochos et parochianos jurisdictionem exercent: *Salvo tamen Episcoporum jure, qui majorem*

in

in prædicta loca vel personas jurisdictionem exercent. „ . . Und im 9ten Kapitel de Reform. in der nämlichen Sitzung wird gesagt, daß ein Bischof das Recht habe, wenn er den Präsentaten des Patronen der Pfarre nicht tauglich findet, denselben zu verwerfen. . . Ueberhaupt betrachtet das Konzilium an verschiednen Stellen die Pfarrer als Stellevertretter der Bischöfe, die anstatt der letztern dem Volk das Wort Gottes erklären und die Sakramente administriren, und als unmittelbare Mißionärs derselben betrachtet werden sollen. Der Bischof hat also das Recht, alle Kirchenpatronen ohne Unterschied anzuhalten, nur Leuthe aus der Pflanzschul zu präsentiren, die er zur Erreichung dieses Zweks, zur Bildung tauglicher Pfarrer angelegt hat. . . Wie wenig ist ein Mönch, der in seiner Zelle jahrelang Grillen gejagt, und sich gewöhnt hat, das Aeussere seines Ordens für einen ungleich wesentlichern Theil des Christenthums zu halten, als die ganze Bibel, zum Umgang mit den Menschen, zur Zu-

rechtweisung derselben in ihren häuslichen moralischen Angelegenheiten, die mit den physischen so enge verbunden sind, und zur ächten Erklärung des Worts Gottes in Bezug auf das Landvolk geschickt?... Wie sehr streitet das Versenden der Mönche aus dem Kloster gegen ihre Ordensregel, deren Uebertrettungen, wenn die Aebte und Superioren zu nachläßig sind, der Ordinarius gemäß des tridentinischen Konziliums ahnden muß? . . . Die Benediktiner-Abteyen dieser Diöcese, von welcher Gattung die drey in unserm Lande sind, haben noch eine ganz besondre Verbindlichkeit, ihre Klausur nicht zu brechen; denn in dem Provinzialkapitel, welches die Benediktiner im Erzbisthum Maynz, den dazu gehörigen Suffraganeaten und dem Bisthum Bamberg zu Petershausen bey Konstanz im Jahr 1417. gehalten haben, welches von der Kirchenversammlung und dem Kayser Sigismund bestätigt worden, und nach dem vorhergegangnen Verfall des Ordens als die Grundlage der Reformation desselben

in unsern Gegenden anzusehen ist, wird ausdrücklich befohlen, „daß kein Benediktiner ohne sehr dringende Ursache aus seinem Kloster gehn, und kein Frauenzimmer unter irgend einem Vorwand den Wohnungen der Glieder dieses Ordens sich nähern solle.“ Wie abscheulich verstossen sich die Abteyen gegen den Sinn dieser Verordnung, die den vierten oder fünften Theil ihrer Glieder frey ausser den Klostermauern herumschweifen, und mit ihren Haushälterinnen, Bäschen oder sonst betiteltem Frauenzimmer unter einem Dache schlafen lassen? Das Konzilium von Konstanz eiferte im höchsten Grad gegen diesen Unfug. Im siebenten Kapitel seiner Dekretalen de statu Monachorum & aliorum Religiosorum, wie sie von der Hardt aus einem der ältesten Manuskripte aus der kayserlichen Bibliothek zu Wien heraus gegeben hat, wird ausdrücklich gesagt: Die heilige Synode verbiethet auch hiemit allen Mönchen und Ordensleuthen, wie auch den regulirten Korherrn ausser

dem Bezirke ihrer Klöster oder Häuser Pfarreyen, weder als immerwährende Einrichtungen noch als Kommenden zu verwalten, auf welche Art es immer seye.„ Als eine Ursache wird weiter unten beygefügt.„ Es ist unschicklich, daß derjenige, welcher nach der Regel und dem Sinn seines angenommenen Ordens nur sich allein hüten soll, einem grossen Haufen Volks als Hirt vorgesetzt werde.„ Unzählige Eiferer unsrer Religion haben schon lange vor der Kirchenversammlung zu Konstanz eingesehen, daß Ordensleuthe zur Seelsorge so wenig geschikt als berufen sind, und haben diesen Unfug abgestellt wissen wollen. Aber die kindische Ehrforcht der Bischöfe für die päbstlichen Exemptionen und Privilegien hat das allgemeine Geschrey der Biedermänner immer vereitelt. Wer sollte sich denn den Anmassungen der Mönche entgegensetzen, da sie auf die Art keinen Richter, als den Pabst hatten, und diesem an dem Wachsthum derselben so viel

gelegen war? Was konnte das Geschrey fruchten, wenn die Abstellung des Mißbrauchs blos einem Mann überlassen war, dessen Politik den Mißbrauch in Schutz nahm, oder der, wenn er auch den besten Willen gehabt hätte, auf seinem erhabnen Stul von dem ganzen Geschrey nichts hören konnte? „Welcher arme Teufel,„ sagt Nik. von Klemanges im 31sten und 32sten Kapitel seiner Abhandlung vom Verderben der Kirche, „kann grade zum Pabst hinlaufen, den die meisten dieser Herrn allein als Richter erkennen wollen, und da seine Klagen vorbringen, wenn man es einmahl so weit hat kommen lassen, daß sie, um kühner und ungestrafter allen Greul verüben zu können, sich von der Zucht ihrer Ordinarien frey gemacht haben? Wer soll alsdann ihre Räubereyen bestrafen? Wer sie bessern, wenn sie, die unter den übrigen Kindern der Kirche nach ihren Gelübden die wohlgezogensten seyn sollten, grade das Gegentheil sind; wenn sie je mehr sie sich nach ihrem Gelübde aller welt-

lichen Sorge entziehn, in den Himmel entzückt, je enthaltsamer, gehorsamer, verschlossener sie seyn sollten, desto anhänglicher an die Welt, desto geitziger, schlüpfriger, ungezogner, ausgelassener, unruhiger, herumschweifender sind, so daß ihnen nichts so verhaßt ist, als ihre Zelle und Klosterpforte, das Lesen und Bethen, Regel und Orden; so daß von den Mönchen endlich gar nichts mehr als die Kutte übrig bleibt, und der Mann, der in derselben stekt, in seinen Handlungen, seinem Lebenswandel in der Beflekung seines Gewissens gar weit von der Vollkommenheit entfernt ist, von welcher seine Kleidung zeugen sollte.„ . . .

In den Zeiten, wo die meisten Abteyen Deutschlands sich gründeten, war ein grosser Mangel an brauchbaren Weltgeistlichen. Sie bauten sich gemeiniglich in Wäldern, abgelegnen Heiden und überhaupt an Gegenden an, wo sie von den Augen der Bischöfe, die fast alle nur in den grössern Städten wohnten, entfernt waren. Da sie noch strenge Zucht hiel-

ten, das Volk erbauten, und mehr zum Dienst der Kirche, als zu ihrem eignen Vortheil sich auszubreiten suchten, kam die bischöfliche Gewalt und Pflicht in keine Kollision mit ihnen. Sie kamen aus aufgeklärten Ländern, aus England, Frankreich u. s. w. zu uns, und waren der einheimischen Geistlichkeit an Fleiß, Kenntnissen, Religion und Sitten so sehr überlegen, daß man sie gar häufig selbst als Bischöfe anstellte. Unterdessen arbeiteten ihre Brüder in ihren Niederlassungen Wüsten in lachende Felder um. Aus einzeln Höfen wurden nach und nach Dörfer, Fleken, Städte. Man ließ ihnen die Seelsorge auf ihren Kolonien, weil man keine tauglichere Leuthe dazu hatte, und in einer gewissen Periode fast alle Bischöfe Deutschlands selbst von ihrem Orden waren, denen es also sehr kommlich seyn mußte, ihre Ordensbrüder zu Hirten ihrer Schafe zu setzen. Die Noth, der Mangel an braven Weltpriestern, entschuldigte damals ihren Umgang mit der Welt, dem sie bey der Annahme des Or-

dens entsagten; und der Umgang mit einem ganz rohen Volk, dessen einfache Lebensart noch keinen so starken Kontrast mit den Mönchssitten machte, widersprach dem Geist ihres Ordens nicht. Unterdessen waren die Kirchen gegen ihre Apostel oder Verbesserer dankbar. Diese Dankbarkeit artete in den schwärmerischen Jahrhunderten der Kreutzzüge auch in Schwärmerey aus. Die Ritter, welche gegen die Saracenen zogen, setzten die Abteyen zu Erben ein, wenn sie nicht wieder zurückkommen sollten. Sie wurden nun unmäßig reich, das Land durch die Auswandrungen entvölkert: Die Bezirke vieler Klöster wurden leer, die Mönche müssig. Dieser Müßiggang kam dem allgemeinen Sittenverderbniß, welches die Kreutzläufer mit aus dem Orient brachten, treflich zu statten, um die Mönche, die alten Reformatoren der Kirchen, schlechter zu machen, als die Gemeinden waren.

Pracht, Verschwendung und Schwelgerey nahmen überhand, und hierin konn-

ten es diese Ordensleuthe allen andern Menschenklassen zuvorthun, weil sie mehr Mittel in den Händen hatten. Sie trieben es auch so toll, daß schon im vierzehnten und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die reichsten Abteyen verarmt und verfallen waren. Sie veränderten nun ihre ganze Natur; suchten nun auf hundert Schlichen Reichthum, Ehre und Macht, die ihnen zuvor von selbst zugefallen waren. „Aber umsonst,„ sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller vom ersten Rang, Klemanges an der oben angeführten Stelle: „So sehr sie auch „gegen ihr Gelübde nach zeitlichen Gütern schnappen (inhiant); so wenig haben sie, und so schnell wird ihre Beute wieder zu Wind. Seht, wie die „fast unerschöpflichen Einkünfte dieser „Ordenshäuser so geringe geworden sind, „daß nun kaum 10. davon leben können, wovon ehedem 100. lebten! Alles verfällt, alles wird dem Boden „gleich, und kaum können sie ihre Dächer stützen. Aber so geht es ihnen

„ ganz nach Verdienst: Denn so lange „ sie gerecht, nüchtern, keusch und „ unschuldig lebten, sich an ihrer Re„ gel hielten, das Reich Gottes, und „ keine weltlichen Güter suchten; so wur„ de ihnen alles das nach dem Ausspruch „ des Erlösers von selbst zugeworfen. So „ bald sie aber auf ihren Wegen der Sün„ de und Lasters dem Weg des Reichs „ Gottes verliessen; so verloren sie billig „ das, was nur dem Gerechten und den „ Suchern jenes Reichs verheissen war. „ Ein Reich, sagt der Geschichtschrei„ ber, wird leicht durch die Mittel er„ halten, wodurch es anfangs ge„ gründet wurde. Aber wo anstatt „ des Fleisses Trägheit, anstatt der „ Enthaltsamkeit und Gleichheit, Stolz „ und Gierigkeit überhand nehmen, „ nimmt mit den Sitten auch das „ Glück eine andre Wendung. Was „ hier von dem Reich gesagt wird, gilt „ auch von Reichthum und Ehre und al„ len Weltgütern. „ . . . Wäre keine innere Veränderung in ihnen vorgegan-

gen, wären sie die Leuthe geblieben, die sie bey ihrer Entstehung waren, so würden ihre Dienste noch jeder Kirche willkommen seyn. Unterdessen aber, daß sie nicht nur den Kirchen keine Dienste mehr thaten, sondern sogar die Gemeinden ärgerten, suchten sie durch das päbstliche Ansehn das zu ertrotzen, und zu behaupten, was nicht ihr ursprüngliches Eigenthum, sondern nur ein von der Willkühr der Kirchen, worin sie sich angebaut hatten, abhangender Lohn ihrer Verdienste war, den man ihnen blos unter der Bedingung ihres Fleisses, ihrer guten Aufführung, ihrer guten Erbauung gegeben hatte. Die Pfarreyen ließ man ihnen nur in so lange, als keine geschiktere Leuthe zur Seelsorge da waren, und wenn sie sich durch erschlichene Privilegien und durch angemaßte Alleinherschschaft des Pabstes mit all ihrer absoluten und respektiven Untauglichkeit zur Besorgung der Pfarrdienste doch noch im Besitz derselben erhielten, so war es nicht ihre gute Sache, sondern die Nachläßigkeit, übertriebne Unterwir-

sigkeit gegen den päbstlichen Stul, kurz, die Schuld oder das Versehen der Bischöfe. Auf ihren Gütern und Lehen, wo sie das Patronatrecht haben, kommen sie mit andern Lehnbesitzern unter einen Betracht, welche der Landesherr und Bischof anhalten kann, nur in dem absichtlich zu diesem Zwek errichteten Seminarium, Kollegium oder Priesterhaus gebildete Leuthe zu repräsentiren. Ich glaube also, Bruder, es geschieht den Herrn Benediktinern in keinem Betracht unrecht. . . Ich werde auf die angenehmste Art unterbrochen, lieber Bruder; Gutmann hat mich diesen Augenblick überrascht. Er grüßt dich. Leb wohl.

Neun u. dreyßigster Brief.

den 27. April.

Was uns das G—s von Bettelmönchen warm macht, lieber Bruder! Wir mußten ihrer drey schon einstekken lassen, die auf die unverschämteste Art das landesfürstliche Ansehn auf der Kanzel angegriffen, und das Volk zum lauten Murren gereitzt haben. Der Janhagel läuft nun theils aus Mitleid, theils aus seinem alten Haß gegen alle Neurungen, der nun seiner Mönchsandacht einen neuen Schwung gibt, theils aus Neugierde, etwas derbes gegen die bischöflichen Verordnungen zu hören, stromweise in die Klosterkirchen zur Beicht und Predigt.

Was unter vier Ohren im Beichtstul aus und eingeblasen wird, können wir nicht wissen; aber nach dem Trotz zu urtheilen, womit man den Saamen des Aufruhrs öffentlich auszustreuen sucht, müssen ihre Versuche im Stillen tollkühn seyn. Sie werden, wie es das Ansehn hat, nicht ruhen, bis man ihnen auch in ihren eignen Klosterkirchen das Predigen und Beichtsitzen verbiethet, sie nach dem Willen des Kalzedonischen Konziliums XVI. Quæst. I. Cap. 12, so enge einsperrt, daß sie nicht mehr Raum haben, als sich gemächlich geisseln zu können; ihnen keine Beschäftigung als Bethen und Fasten gestattet; Monachi tantummodo intenti sint jejuniis & orationibus, sagt das angezogne Konzilium, und ihre Kirchen gradezu verschließt. Wozu zwekt auch der ganze Kirchendienst in den Klöstern der Bettelmönche ab? Ist er was anders, als eine heilige Art unter den Titeln von Messen, Bruderschaften, Ablässen u. s. w. den wirklichen Armen und Nothdürftigen das Allmosen zu steh-

len? Der Kardinal Petrus de Alliaco nennt die Bettelmönche im 4ten Kapitel seiner Reformations-Kanonen, die er feyerlich dem Konzilium zu Konstanz und dem Kayser Sigismund vorgelegt hat, Prædicantes *quæstuarii.* „Ihr Stand„, sagt er, „ist Aussätzigen, Spitälern „und andern wahren Armen und Noth„leidenden, denen das Recht und der „gegründete Titel des Bethens zukömmt, „zur Last — — — Sie schänden die „Kirche durch ihre Kontributionspre„digen und Lügen, machen dieselbe lä„cherlich, und das Predigamt verächt„lich. Man sollte daher das Predigen, „welches seiner grossen Würde halber „eigentlich den Bischöfen zukäme, nicht „so vielen und so elenden Leuthpres„sern (quæstuariis) und Bettlern er„lauben.„..

Predigen sie nicht zehnmal mehr von den Wunden des heiligen Franziskus, und lassen sie nicht für die Verehrer dieses heiligen Vaters und für die Wohlthäter seiner Kinder mehr Gnaden herausströmen,

als von dem ganzen Leiden des Erlösers? In welcher Predigt deutet der Kapuziner nicht mit Fingern auf seinen Antonius-Altar, wo man um eine Messe für 20 Kreutzer alles Verlorne wieder finden, sein Leibs- und Seelenheil, brave Männer und wakre Weiber und alles, was man braucht, kaufen kann? Ihre Beichten, Kommunionen und öffentlichen Gebethe sind im Grunde noch die nämliche Ablaß-Krämerey, worüber man sich schon lange vor Luther so heftig beschwert hat und die den Anlaß zur Kirchentrennung gab; nur nimmt man das Kaufgeld unter dem Titel von Almosen an. Der Fürst ist sehr geneigt, ihre Kirchen blos zum Meßhören offen zu lassen, und ihnen das Predigen in denselben und die Administration der Sakramente platterdings zu verbiethen; aber die Unterhaltung der Mönche, wenn diese Betteleyandachten abgestellt sind, ist für die fürstliche Kammer und Schatouille eine wichtige Bedenklichkeit. Er kam zwar auf den Einfall, an allen Kirchenthüren eine Opfer-

büchse

büchse für die Bettelmönche anschlagen zu lassen, und das Opfer unter die Klöster zu vertheilen. Aber wenn der sinnliche Reiz zur Mönchsandacht bey dem Volk nachläßt; so könnte leicht das Opfer so dünne fallen, daß man ihnen nicht das Salz in die Suppen dafür kaufen könnte.

Herrn Gutmann scheinen unsre Anstalten ein wenig überstürzt zu seyn. „Sie wissen„, sagte er mir gestern abends, „daß es eine von meinen Lieblingsgrillen ist, mich mit Ausmistung des Schafstalls Kristi in Gedanken — Denn behüte Gott, daß ich selbst Hand anlegte — zu beschäftigen. In der Sache selbst hat der Fürst mit seinem Reformiren vollkommen Recht, und ich stehe ihm auch gegen den päbstlichen Bannstral gut: Denn, du lieber Gott! der heilige Vater weiß am besten, daß — — mit so einem — — — prostitu — —; — — ohne eine ärgerliche Parallele ziehn zu wollen — denn im Grunde weiß ich so gut als irgend einer, was zwischen einer S— —nkap— und einer dreyfachen Krone für ein Un-

terschied ist; aber es ist eine ausgemachte Sache, daß der heilige Vater mit seinem — — und — — keul — ba — kr — t werden mußte, sobald der Ha — sw — st von dem Theater vertrieben war — — — was dieser in der litterarischen Welt war, — — — — — jener in der polit — en und rel — ösen: Und diese Dinge hangen so enge zusammen — — — im Jahr 1770 — — — zu W — wurde Brehauser — — — — — — — keinen Geschmak mehr an — — — — — — — *)

Aber was nützt es, wenn der Fürst in seinem kleinen Lande Dinge ausführt, woran sich ein ansehnlicher Theil des heiligen römischen Reichs und fast sein gan-

*) Der Herausgeber hat diese im Original abscheulich verunstaltete Stelle so gut geliefert, als er konnte. Für die Richtigkeit der hie und da einzeln vorgefundnen Buchstaben und Sylben glaubt er garantiren zu können. Aber ob es eine zusammenhangende Periode sey; oder ob nicht ein oder mehrere Absätze in dieser Stelle seyn sollten, das überläßt er erleuchtetern Kritikern zu entscheiden.

zes Kapitel ärgert? Er setzt seine Heerde der Gefahr aus, daß nach seinem Tod die Wölfe mit doppelter Wuth wieder in den Park einfallen; weil er sie so lange hungern ließ, und sein Nachfolger sie vielleicht zu Unterhirten bestellt. Jedes Ding hat nur eine schikliche Zeit, und ich glaube die zur dauerhaften Reformation des Mönchswesens in Deutschland ist noch nicht da, aber auch nicht sehr weit mehr entfernt. Ein kleiner deutscher Fürst soll in Sachen von der Art nichts thun, als wozu ihn das Beyspiel des kayserlichen Hofs berechtigt. Das hat Einfluß auf das Ganze, und Ansehn genug, ihn gegen die Vorwürfe seiner Nachbarn, gegen das Murren seines Volks und selbst gegen die Rache der Mönche sicher zu stellen. In so weit ich den Kayser Joseph kenne, ist er der Mann, der Deutschland von der Tyranney der Mönche befreyen, und die Würde der Fürsten und Bischöfe des Reichs, ohne ein Konzilium, vor den Eingriffen des römischen Hofes sichern wird. Erst neu-

lich hat mir ein Freund ein Reichshof-raths Reskript an eines der ansehnlichsten Domkapiteln im Reiche zugeschikt, worin diesem Kapitel unter scharfer kayserlicher Ahndung befohlen wird, einem neuerwählten Fürsten augenbliklich nach der Wahl die Ausübung seiner Jurisdiktion frey zu lassen, und nicht erst, wie bisher geschehen, die päbstliche Konfirmation einzuholen. Man sieht, daß er seine und des Reichs Würde fühlt... Nur noch einige Jahre, guter Freund, und ich wette, es läßt sich dann gar leicht thun, was Euch jezt den Angstschweiß austreibt... Und dann ist das hiesige Publikum zu der schnellen Revolution in seiner Religion nicht vorbereitet genug. Man muß keinen Sprung wagen, wenn man mit natürlich abgemessenen Schritten seinen Zwek viel sicherer erreichen kann. Das Volk will amüsirt seyn. Hier thun die Prozeßionen der Mönche, die schön beleuchteten Kirchen, der prächtige Altarschmuk, die Orgel, Fahnen u. s. w. die Dienste, welche anderstwo Komödien,

Feuerwerke, Lustparthien und Tänze thun. Nehmen Sie dem Pöbel mit Gewalt sein Spielwerk, ohne ihn zuvor an etwas anderem zu seiner Unterhaltung Geschmak finden zu machen; so wird er mürrisch, träge, schwürig, ausgelassen, fühllos. Ich war vor ohngefähr 18 Jahren in einer der größten Residenzen geistlicher Fürsten von Deutschland, wo der Hof mit dem nämlichen Plan schwanger gieng, den man hier so hitzig ausführen will. Ich beobachtete da sehr aufmerksam den Gang des sehr einsichtsvollen Ministers, auf welchen er sein Publikum zu dem vorgestekten Ziel führte, und ich überzeugte mich durch den Augenschein, daß er den einzigen rechten Weg eingeschlagen hatte. . . Dieser wakre Mann suchte vor allen die Hofleuthe für die gute Sache zu gewinnen. Diese Menschenklasse ist unter allen die geschmeidigste, und nimmt leicht alle mögliche Formen an. Er suchte sich unter den jungen Räthen und Sekretären die Köpfe aus, bey denen er die meiste Anlage zum Denken

ahndete. Er unterhielt sich anfangs mit ihnen von alltäglichen Begebenheiten, von ihren Berufsgeschäften, Zeitungsneuigkeiten u. s. w.; forschte bald von diesem, bald von jenem seine Meinung über die gleichgiltigste Sache aus. Fiel das Urtheil schief; so wieß er sie auf die deutlichste und zugleich freundschaftlichste Art zurecht; und im Vorbeygehn, eine Zurechtweisung von der Art nutzt bey Köpfen, die ein bisgen natürliche Anlage haben, mehr, als alle abstrakte Regeln der Logik. Es währte nicht ein Jahr, als diese Koterie des Ministers einen ausserordentlichen Geschmak an Räsonniren fand.

Nun öfnete er ihnen nach und nach seine auserlesene Bibliothek; warf ihnen in seinen vertrauten Gesprächen mitunter ein freyeres Urtheil über das Mönchswesen vor; und da er sah, daß sie es verdauen konnten und Geschmak daran fanden, empfahl er ihnen endlich die Schriftsteller, die besonders über diesen Gegenstand geschrieben haben; und nun hatte er schon

für sein Publikum in weniger Zeit als von 2 Jahren mehr gewonnen, als man hier mit der stürmischen Art in 10. Jahren nicht gewinnen wird. Diese junge Herrn wurden, ohne es selbst zu wissen, Apostel des Evangeliums. In ihren Privatzirkeln wurden sie das, was ihnen der Minister war; sie glänzten mit seinem Witz, predigten gegen das Mönchswesen und gegen Aberglauben; theilten denjenigen unter ihren Bekannten, die durch das Anschlagen ihrer Räsonnements am leichtesten Feuer fiengen, die Bücher des Ministers mit. Diese hatten wieder ihre Zirkel; und so breitete sich in gar kurzer Zeit der Geist des Ministers über den bessern Theil des Publikums aus. Alle gute Köpfe von Natur waren nun gegen das Mönchswesen vereinigt, mit einer Lebhaftigkeit, mit einer Begeistrung, welche der Neuheit der Sache, dem Kontrast mit ihren vorigen Ideen natürlich war. Sie hätten sehn sollen, lieber Freund, was in den gesellschaftlichen Unterhaltungen für eine wunderbare Gäh-

rung und Veränderung entstand! Zuvor lag der Mönchsgeist mit seinen schweren Flügeln wie Bley auf allen Gesellschaften der Stadt, wenn man Zusammenkünfte von Klötzen Gesellschaften heissen kann. Man besprach sich gar erbaulich vom Mondkalb, das mit seinen grossen feurigen Augen die letzte Nacht durch die nächste Strasse lief, und gar erschrecklich brüllte. Die Jüngferchens, sogar die Fräuleins keuchten noch; so förchterlich hatte sie verwichene Nacht der Alp gedrückt. Der junge Herr, um über seine Dapferkeit die Gesellschaft staunen und die Damen zittern zu machen, erzählte, wie er dort hinter der Kirche an der alten Mauer in der Nacht einen geharnischten Riesen habe stehn sehn, mit einem entsetzlichen Spieß und mit einem Bart bis auf die Füsse, beherzt auf ihn zugegangen seye, und ihn angesprochen: „ Alle guten Geister loben Gott den Herrn „; worauf der grosse Mann mit einem Gemurmel und Rasseln seiner Rüstung verschwand. Die ganze Stadt wim-

melte von Gespenstern, Hexen und Alpen, und kräftige Gebethelein gegen Kopfschmerzen, Zahnweh u. s. w. Beschreibungen von Prozeßionen, Gnadenbildern und ihren Wundern, Empfehlungen dieses oder jenes Kapuziners zu einem guten Beichtvater waren das ewige Geleyer von allen, welche die Lippen bewegten. . . Aber nun hatte man ganz andern Stoff zur Unterhaltung. Nach und nach verloren sich alle Gespenster und Hexen aus der Stadt, oder zogen sich in die Gesellschaften der alten Jungfern und Matronen zurück. Man fieng an, über Kutten, Kaputzen, Bärte und Rosenkränze zu spotten, die Predigten der Mönche, die Palmgärtlein, himmlische Spatziergänge, Gnadenbrünlein der Kochems zu kritisiren. Die Mönche, welche mit in der Gesellschaft waren, mußten sich neken lassen, und wenn sie es ernsthaft nahmen, den Spott fühlten, und sich über den Gegenstand desselben in Untersuchungen und Rechtfertigungen einliessen; so verloren sie doppelt so viel, als

wenn sie stillschweigend das Lächeln der Gesellschaft über sich hätten vorübergehn lassen; denn nun tratt irgend ein Räsonneur, stolz auf das Ascendant seiner Sache vor, und bewies gar ernstlich, daß das Ding wirklich so lächerlich sey, als man es gefunden habe. Die Alten, welche anfiengen über die Eitelkeit, den Leichtsinn, das Verderben der jungen Leuthe zu klagen, hatten nun doch einen interessanten Gegenstand, sich mit ihren Klagen lebhaft zu unterhalten, machten sich widerspruchsweise mit den neuen Ideen bekannt, und gaben durch ihre Klagen selbst oft zu Erläuterungen Anlaß, wobey sie und ihre alten Kapuzen natürlich verlieren mußten. . . . Unterdessen wurde unter den Hofleuthen und allen, welche sich zur grossen Welt rechneten, das Lesen Mode. Das leichte Broschüren der Bücher hatte im Kontrast mit den alten Gebeth und Schulbüchern für die junge Leuthe den Reitz, den eine neue Frisur hat. Die Mädchen fühlten sich für ihre Liebhaber schöner, wenn sie nach

der Mode im Neglische eine Broschüre in der Hand hatten, und wenn es auch nur war, um mit derselben ihnen aus dem Fenster einen Gruß zuzuwinken. Durch das Lesen entwikelte sich nach und nach in einem grossen und dem beßten Theil des Publikums das Gefühl seiner selbst, und das Gefühl des Schönen. Manche Dame rümpfte nun über den Gestank einer Kutte die Nase, den sie zuvor für eine Ausdüstung der Heiligkeit und einen Wohlgeruch des Paradieses hielt. Schon in der Kleidung und im ganzen Putz sahe man deutlich, daß der gothische, schwerfällige Mönchsgeschmak viel verloren hatte. Die Bürgerlichen, die Affen des Hofs, nahmen das Aeussere der Veränderung an, und begannen auch andre Dinge, als silberne Rosenkränze, in Sammt gebundne Gebethbücher, schwarze Kruzifixe u. s. w. schön zu finden: Sie dachten nicht daran, daß durch einen schönern, leichtern Schnitt ihres Kleides immer auch ein Stükchen von den Kapuzen mit weggeschnitten wur-

de. Die Verwandschaft der Ideen in des Menschen Seele macht, daß sich das Gepräge einer herrschenden Lieblingsidee nach und nach unmerklich allen übrigen mittheilt, und wo sich das Spießbürgerliche verliert, geschieht auch schon dem Mönchischen viel Abbruch.

Der Mann, welcher die stinkende Pfütze in die wohlthätige Bewegung gesetzt hatte, sorgte dafür, daß die Undulationen immer stärker wurden. Er beschäftigte die Neugierde des Publikums mit Dingen, die allezeit das Ihrige beytrugen, um das Gefühl für das Schöne und Gute bey seinen Leuthen zu schärfen. Er machte unter der Hand nützliche Policeyverbesserungen; ließ seine Handvoll Garnison, die wie eine Tonne Piklinge aussah, sauber kleiden, preußisch exerziren, mit Musik auf die Parade ziehn: Und bey allem dem verloren die Mönche unglaublich viel; so wenig man ihnen auch gradezu auf den Leib gieng. Es wurde über die neuen Anstalten räsonnirt und deräsonnirt; man vergaß darüber die Mönche; viele liefen

nun zur türkischen Musik auf die Parade, wie sie zum Zeitvertreib sonst in die Klosterkirche gelaufen waren; das Publikum wurde an Neuerungen gewöhnt, und stufenweis zu grössern vorbereitet. . . Nun kam auch eine Schauspielergesellschaft, und es dauerte nicht lange, so sah ich in Gegenwart des geistlichen Fürsten, der für Lachen seinen diken Bauch halten mußte, den Kalender in der Pilgerfahrt nach Mekka in einer Kapuzinerkutte auf dem Theater, und alles lachte herzlich mit dem Landesvater auf Kosten des Heiligen Franziskus.

Die Weltgeistlichen, welchen die Natur offnere Köpfe gegeben hatte, wußte der Minister auch auf seine Seite zu ziehn, und für die gute zu gewinnen. Diese gaben dem Gesellschaftskrieg gegen die Mönche in den Augen der Profanen einen gewissen Anstand; zogen das Vorurtheil der Nichtdenker auf ihre Seite, und fochten selbst mit einer Lebhaftigkeit, die dem alten Haß zwischen Weltpriester und Mönchen sehr natürlich war. Er sorg-

te, daß die Kanzeln in den Stifts- und Pfarrkirchen der Stadt aus ihrem Mittel mit geschikten Predigern besetzt wurden, die nebst dem innern Werth ihrer Reden sich einer reinen Sprache, einer guten Deklamation und anständiger, einnehmender Gebehrden befleissen mußten. Der Pöbel sagte nun freylich anfangs; sie predigten lutherisch: Aber es gab doch eine Menge Leuthe darunter, die gerne hören wollten, wie man denn lutherisch predigte; und so zog die Neugierde nach und nach alle bey. Die, welchen die Natur mehr Sinn für das Schöne und Wahre gegeben hatte, blieben den neumodischen Predigern, wie man sie nennte, getreu; und in kurzer Zeit hatten die Mönche keine andre Zuhörer mehr, als alte Weiber, Mägde, Knechte und den ganzen Auswurf des Publikums. Alle Bürgerlichen von der bessern Sorte giengen doch lieber in die Kirche, wo sie nebst einer verständigen Predigt auch das Vergnügen hatten, die Hofleuthe in ihrem Glanz zu sehn, und den Putz der-

selben zu bewundern, oder zu beneiden. In den Klosterkirchen athmete man den Gestank von Brandtewein, altem Salat und verschimmeltem Brod, welcher aus den Mäulern und Säken aufstieg, dahingegen andre Kirchen durch und durch parfümirt waren. Die Mönche bekamen endlich selbst einen Ekel an ihrem unrasirten und unfrisirten Auditorium, und verlegten sich nun mit einer erstaunlichen Nacheiferung auch auf das neumodische Predigen. Aber wie es denn fast moralisch unmöglich ist, daß ein Mönch die Grenzlinie der Schönheit in irgend einem Gegenstand treffen soll, so lief ihr neumodisches Predigen auf nichts, als eine steife, schiefe Affektation, oder eine Harlequinade hinaus. Glückte es einem Mönch, dem bessern Publikum zu gefallen, so promovirte man ihn augenbliklich zum Prediger in einer andern Kirche; und so blieb der Kirchendienst der Klöster immer nur für die Hefen des Volks, worunter sich wohl zu Zeiten ein junger Herr im Sürtout verlief, um, wie es

in katholischen Kirchen Brauch ist, auf ein hübsches Dienstmädchen Jagd zu machen.

Der einsichtsvolle Minister hielt mit seinen Reformations-Verordnungen gegen die Mönche immer noch zurück. Er schoß nicht Bresche, wie man hier thut; denn er war sicher, daß er mit Miniren weiter kommen würde. . . Er setzte nach und nach die Universität und Stadtschulen auf einen bessern Fuß. Er war noch nicht über 7 Jahre an der Regierung, als ich den Professor der Ethik einen Weltpriester öffentlich auf dem Katheder behaupten hörte, „die Mönche hätten das Meiste beygetragen, um das reine moralische Gefühl in den Herzen der Menschen zu ersticken.„ Die härtesten Züge aus Hallers Gedichten, über die Faschheit menschlicher Tugenden, über Aberglauben u. s. w. Voltärs Traité sur la Tolerance, und ähnliche Schriften wurden auf einer erzkatholischen Universität — ich versichre Sie auf meine Ehre, daß es eine Thatsache ist, von welcher ich Augenzeuge war —

in

in der öffentlichen Schule als ethische Beweisthümer zitirt. Es war leicht abzusehn, daß die Jünger des apostolischen Ministers, vom Glanz des neuen Lichts geblendet und erhitzt, eher zu viel als zu wenig thun würden: Aber auch diese Begeistrung hatte ihren Nutzen; denn sie ist von Natur anstekend, und die Schüler des enthusiastischen Professors breiteten die populären Argumente desselben mit dem nämlichen Nachdruk und Feuer weiter aus.

Die jungen Dohmherrn behandelte der liebenswürdige Minister auch nach ihrer Art, um sie für die gute Sache einzunehmen. Er empfahl ihnen das Reisen; addreßirte sie an gute Plätze; und wenn auch einer als ein Modedeist aus Paris zurükkam; so war an der Religion eines Dohmherrn überhaupt nicht viel zu verlieren. Er gab ihnen schöne Tafel; half auch wohl einem, der sich verspielt hatte, mit einem Sümmchen aus. Aber alles was er that, wußte er sehr genau mit seinem Zwek zu verbinden.

Anstatt die Mönche zu plündern, wußte er ihr todtes Geld in wohlthätige Bewegung zu setzen, und ihnen immer noch den Schein des Eigenthums zu lassen. Da der Hof den Plan gemacht hatte, die Stadt nach und nach zu verschönern, und wo sie am schlechtesten aussah, zu bauen anfieng, so mußten sich die Klöster gefallen lassen, ihre alten Häuser selbst neu zu bauen, oder sie von Hofe auf ihre Rechnung bauen zu lassen. Die leeren Plätze und Gärten in ihrem Bezirke mußten sie entweder Partikularen, die bauen wollten, gegen einen gering taxirten Preis abtretten, oder selbst bebauen. Den reichen Ordenshäusern legte man Plane zu Fabriken vor, die sie auf ihren Gütern zu ihrem eignen Vortheil mit ihrem müßigen Gelde errichten könnten; und da ihnen an der Gnade des Hofs viel gelegen war, und sie selbst ihre Rechnung dabey zu finden glaubten; so schonten sie keinen Aufwand, um die Sache nach der Anweisung des Hofs so gut auszuführen, als möglich war....

Nachdem nun ohngefähr 10 Jahre lang vorgearbeitet war; so erschienen endlich alle die Verordnungen nach und nach, die man hier den Klöstern so wüthend an die Köpfe wirft. Die Mönche, welche selbst fühlten, daß sie seit einigen Jahren schon ausser Kours waren, nahmen sie so geduldig an, wie eine alte Aktrice, die seit einiger Zeit mehr ausgepfiffen als beklatscht worden ist, mit einem kleinen Gnadengehalt vom Theater geht. Der Janhagel auf der obern Gallerie, der sogar die Runzeln an den Alten aus Gewohnheit schön fand, mag immer lärmen und bey der Abschiedsrede weinen und schluchzen; wenn Logen und Parterre ruhig sind. — —

Nun lassen Sie uns sehn, was der Mann auf seinem Gang, den Sie vielleicht für einen grossen Umweg halten, im Vergleich mit den hiesigen Anstalten gewonnen hatte. . . Er revoltirte durch seinen Angriff auf die Mönche keine Parthey, weil keiner seiner Schritte frappirte. . . Er war für die Dauer seiner Ver-

besserungen am Mönchswesen ungleich sicherer; weil er den größten Theil der Leuthe, die in die Zukunft Einfluß auf den Staat haben werden, von der Gerechtigkeit seiner Sache, und der Schädlichkeit der Mönche wirklich überzeugt hatte, und sie also seinen Anstalten keinen flüchtigen Beyfall gegeben hatten, den die erste beste Veränderung des Hofwindes wieder verwehn konnte. Er konnte hoffen, daß, wenn auch der nachfolgende Fürst eine entgegengesetzte Politik wegen zufälligen äussern Relationen, wie wirklich der Fall war, gegen die Mönche befolgen müßte, der Ekel bey dem bessern Theil des Publikums gegen die Möncherey doch lange noch dauern, und vielleicht den Nachfolger überleben würde. Wenn auch die Klöster wieder die Erlaubniß zu Rekruttiren bekommen sollten, so mußten sie doch warten, bis eine Jugend wieder herangewachsen seyn würde, die sich wollte werben lassen; denn die jetzige Jugend vom 12ten bis in das 20ste Jahr war einmahl zum Mönchs-

ton verstimmt. . . Er setzte sich und seine Subalternen gegen Intriguen und Verfolgungen ziemlich sicher; denn der Theil des Publikums, wovon man so was zu förchten gehabt hätte, war mit seinen Ideen familiarisirt, ehe er zur Ausführung schritt. Die niedre Volksklasse läßt ihr Mißvergnügen gewiß in nichts, als allenfalls in Murren ausbrechen, so lange sie Brod und ihre tägliche Beschäftigung hat: Nur der müssige Pöbel ist in Vorfällen von der Art gefährlich, und dieser war gewonnen.... Ich förchte, guter Freund, Sie waschen mit ihren Anstalten einen Mohren, und werden selbst die Kosten bezahlen müssen, daß sie ihn nicht weiß gerieben haben.„ — —

Herr Gutmann würde mich wirklich an dem glücklichen Fortgang der Reformation in unserm Lande verzweifeln gemacht haben, wenn mir nicht eine so eben eingelaufene Nachricht von Wien neuen Muth machte. Der Kayser hat einen Schritt gethan, wofür ihm alle

Freunde der Religion und Freyheit Dank schuldig sind, und der uns in unsrer jetzigen Verlegenheit trefflich zu statten kömmt. Durch eine Verordnung vom 24sten März werden alle Klöster in den kayserlichen deutschen Erblanden von allem Zusammenhang mit ihren verschiednen Orden, Generalen und auswärtigen Provinzialen losgerissen, und ohne alle Rücksicht auf Exemptionen oder andre päbstliche Privilegien der Aufsicht der inländischen Erz- und Bischöfe übergeben. Sie sollen sich mit den Klöstern des nämlichen Ordens in den übrigen Staaten seiner Majestät zu einer Provinz vereinigen, oder eine besondre inländische Kongregation errichten. Sie dörfen weder ein ausländisches Kapitel beschiken, noch einen fremden Visitator annehmen, noch Glieder ihres Ordens nach Rom schiken, oder daselbst residiren lassen. Nebst der Aufsicht der Bischöfe werden sie auch ausdrücklich noch der Landesregierung unterworfen, und dörfen in die Zukunft keine andre als Landeskinder oder Naturalisirte

zu Ordensobern in den kayserlichen Staaten wählen. Es wird ihnen verbothen, für Missalien, Antiphonalien, Breviarien, Korbücher oder sonstige zur Ordensverfassung gehörige gedrukte Werke oder Papiere, oder unter was für einem Titel es seye, auch die kleinste Summe Geldes ausser Land zu schicken. In dem Eingang der Verordnung wird gesagt, daß die Verbindung, worin viele Klöster in den kayserlichen Staaten mit auswärtigen geistlichen Oberen, Gemeinden und Ordenshäusern gestanden, für den Staat bedenklich gewesen wäre. . . Eine andre kayserliche Verordnung gebiethet, daß weder eine päbstliche Bulle, ein Breve, oder sonst eine Verordnung noch ein auswärtig bischöfliches Reskript in den Erblanden ohne ausdrückliche Landesfürstliche Genehmigung bekannt gemacht werden soll; weil diese Dinge auf die bürgerliche Verfassung Bezug haben können. . . . Was läßt sich nicht von einem Monarchen hoffen, der den ersten Anfang seiner Regierung so äusserst merkwürdig macht? . . .

Ich habe freylich alle Ursache zu wünschen, daß unser Publikum durch eigne Ueberzeugung zu unsern Reformationsanstalten so vorbereitet seyn mögte, als es Herr Gutmann für nöthig erachtet: Aber ich hoffe, daß das kayserliche Ansehn nun die Stelle der innern Ueberzeugung bey demselben vertretten wird... Welchen wichtigen Dienst leistet der liebenswürdige Kayser durch sein Beyspiel einer Menge deutschen Fürsten, die das Mark ihres Landes von Leuthen mußten verzehrt sehn, welche sich von aller bürgerlichen Verbindlichkeit losgemacht hatten, und doch durch ihr erschlichenes Ansehn bey dem grossen Haufen allen Schutz ihrer Usurpationen von denselben ertrotzen konnten! Die sich Bettler in dem Lande nannten, und mächtig und stolz genug waren, den Herrn des Landes von ihrer Gnade abhängig zu machen; sein Ansehn, so oft sie wollten, vor den Augen seiner Unterthanen zu vernichten, und wenn er sich gegen die offenbarste Gewaltthätigkeit sträubte, ihm

mit päbstlichem Fluch zu drohen. . Die, was sie selbst nicht aufzehren konnten, einem Fremden Fürsten zuschikten, dem der Name des Landes unbekannt war, woher es kam. Die ungestraft alle Gesetze übertretten dorften, und doch den Schutz der nämlichen Gesetze am meisten genossen. . . Die sich die Demüthigsten unter dem Volke nannten, und doch keinen Höhern kannten. Denen ausser ihnen selbst nichts heilig war: Die Tugenden predigten, welche Fluch für das Volk waren, das sie ausübte. . . . O würdigte sich doch der grosse Monarch, seine Augen auf gewisse Kreise Deutschlands zu werfen, wo es die Kollision der vielen kleinen Landeshoheiten ohne seine Dazwischenkunft unmöglich macht, die nämlichen Vortheile zu genießen, die er durch diese Verordnungen seinen Staaten verschaft! . . . Der Sieg über die despotischen Vorurtheile ist der herrlichste, den er erfechten kann; die Behauptung seiner eignen Vollgewalt in seinen Erblanden; die Sicherheit seiner Unter-

thanen gegen die gefährlichste Art Feinde, welche unter dem Titel der Abgesandten des Himmels das Volk ruhig plündern; die Verscheuchung des tyrannischen Aberglaubens, welcher allen Schwung der Talente, des Genies und des Fleisses unterdrückt; die Wegräumung aller Hindernisse, welche vom Thron herab bis in die Hütte des Bauern den freyen Lauf der Gerechtigkeit hemmen, sind Erobrungen, welche alle Siege über äussere Feinde, den Gewinn grosser Provinzen aufwiegen. Was ist die Unterwerfung neuer Völker, wenn der Held, der sie besiegt, zu schwach war, seine alten Unterthanen glücklich zu machen? ... Kayser Joseph kennt die wahre Grösse, und seine Regierung wird für die Geschichte der Menschheit interessanter seyn, als das Leben des berühmtesten Weltstürmers... Leb wohl Bruder!

Vierzigster Brief.

den 3ten May.

Gestern, Bruder, ist den 3 Prelaturen unsers Landes eine fürstliche Kommißion zugeschikt worden, welche von den beweglichen und unbeweglichen Gütern derselben ein genaues Inventarium machen, und es dem Fürsten vorlegen soll. Die Absicht ist, sie mit einer verhältnißmäßigen Taxe zu belegen, und der Verschwendung vorzubeugen. Wir hoffen, sie werden sich geduldig der fürstlichen Verordnung unterwerfen; denn wir haben schon verschiedne Proben, daß sie ohne Vergleich nachgiebiger, friedlicher und gehorsamer sind, als der Troß von Bet-

telmönchen. Es macht diesem Orden überhaupt viel Ehre, daß er sich in jedem Lande unter allen am ruhigsten hielt, und wenn er mit dem weltlichen Arm in eine Kollision kam, nie zu der abscheulichen Gegenwehr seine Zuflucht nahm, welche die Mönche überhaupt in den Staaten so verdächtig und verhaßt gemacht hat, ob er schon mehr als die andern zu verlieren hatte. Er gab sich von jeher am wenigsten mit politischen Händeln ab, und im stillen Genuß aller Gemächlichkeit hatte er nicht vonnöthen, sich an die niederträchtige Bettlerkünste der Brüder des heiligen Franziskus zu gewöhnen, sich bey dem grossen Haufen einzuschmeicheln, und durch das Ansehn desselben seine Unterhaltung zu behaupten. Wir können leicht voraussehn, daß diese Prelaturen auf ihrem vermeintlichen Weg Rechtens nach Rom apelliren werden; aber gewiß auf eine Art, die ihnen der Fürst nicht wird verübeln können; so wie sie wirklich schon, um ihre Pfarreyen zu behaupten, den nämli-

chen Weg mit kaltem Blut und allem Anstand eingeschlagen haben.

Die Reihe trift nun auch das schöne Geschlecht der Mönche, die Nonnen. Die bischöfliche Verordnung, welche ihnen ist zugeschikt worden, besteht aus folgenden Artikeln: 1. Vor dem zwanzigsten Jahre soll keine Nonne Profeß thun dörfen. 2. Wenn sie vor der Einkleidung als Kostgängerin in dem Kloster war, so soll sie platterdings nicht eingekleidet werden, wenn sie nicht wieder wenigstens ein Jahr ausser dem Kloster sich in der Welt aufgehalten hat. 3. Das 17te Kapitel der 25ten Sitzung des tridentinischen Konziliums de Regularibus & Monialibus soll strenge beobachtet werden, welches sagt: „Da die heilige Synode für die Freyheit der Jungfrauen, welche Gott sollen geweiht werden, Sorge trägt, so befiehlt sie, daß kein Mädchen eingekleidet werden, noch Profeß thun soll, ehe von dem Bischof oder seinem Deputirten untersucht worden ist, ob es gezwungen, oder verführt worden

sey; ob es wisse, was es thue, ob sein Wille fromm und frey sey; wo es ohne Bedenken sagen soll, ob ihm das Kloster anstehe; und damit der Bischof von der Profeßzeit Nachricht habe, so soll die Vorsteherin des Klosters ihm einen Monath zuvor die Anzeige thun, und in Unterlassung dessen so lange von ihrem Amt entsetzt seyn, als der Bischof gut befindet. „ 4. Keine Nonne soll über 300. Gulden Geld in das Kloster geben, und die Nonnenhäuser, welche zur Unterhaltung ihrer gegenwärtigen Anzahl Personen keinen hinlänglichen vesten Fond haben, sollen dieselbe in die Zukunft verhältnißmäßig einschränken. 5. Unter scharfer Ahndung wird allen Vorsteherinnen der Klöster verbothen, eine Nonne, die gegen ihre Gelübde einen Fehltritt gethan hat, ohne Wissen und Genehmigung des Bischofs zu bestrafen, da man Erfahrung hat, daß diese Bestrafung mehr den überspannten Begriffen der Richterinnen und der Hitze einer gewissen geistlichen Eifersucht, als dem Vergehen selbst

angemessen war. Es wird zugleich verbothen, keiner Nonne, die sich zur Verzweiflung gebracht fühlt, den Weg zum Bischof zu verlegen, um da ihre Noth zu klagen. Jede Vorsteherin, wenn sie eine Untergebne nach einigen Versuchen nicht beruhigen kann, soll hievon an dem gehörigen Ort Anzeige thun. . . . Das 18te Kapitel der 25ten Sitzung des tridentinischen Konziliums de Reg. & Monial. verflucht alle die, welche auf irgend eine Art ein Mädchen zwingen, in das Kloster zu gehn. Aber die Art, wie man ohne allen Schein von Zwang gewöhnlich die Kinder zum Klosterleben vorbereitet, ist mehr, als alle physische Gewalt, gegen die sich das arme Opfer des Familieninteresse doch noch sträuben könnte. Man gibt sie in 10—12ten Jahr ihres Alters, wo alle Keime ihres Gefühls noch schlafen, wo sie den Gegensatz ihrer künftigen Gelübde, die Welt mit ihren Reizen, kaum dem Namen nach kennen, als Kostgängerinnen in ein Kloster, und wendet die Zwischenzeit dazu an, ih-

nen den Trieb, der einige Jahre hernach in ihrem Busen erwacht, als widernatürlich, sündlich und verdammlich vorzustellen. Umsonst kreuzet sich das arme Kind in seinen bangen, schlaflosen Nächten; umsonst nimmt es gegen des Teufels Versuchungen alle heiligen Gebeine und geweihte Sachen mit sich zu Bette. Es kämpft gegen die Natur, und kennt weder seine eigne Schwäche, noch die Stärke seines Feindes. Unterdessen klagt es seine Träume und Anfechtungen der Lehrmeisterin. Die alte, runzlichte, kalte Frau, welche die Welt auch nur durch das Gitter ihres Fensters gesehen hat, weiß nun dem guten Kind von dem Jammer und Sündenleben da draussen so viel vorzuschwätzen, verspricht ihm so viel von dem Beystand der heiligen Klara und Theresia, und so viel Lohn dort oben für die Ueberwindung seiner selbst, daß der Glanz einer Heiligen alle andre Vorstellungen in der Seele des getäuschten Mädchens auslöscht, und es alle Menschenkinder ausser den Klostermauern für

Kin-

Kinder des Satans hält, in deren Umgang es ewig verloren seyn würde. Die Hofnung, mit der Zeit so ruhig zu werden, als es alle übrigen Leuthe in dem Kloster zu seyn glaubt, gibt ihm neuen Muth zu kämpfen. Sorgfältig verdekt man ihm alles Unangenehme des Klosters. Das verzogne Aug, die stillen Seufzer, die bleiche Farbe, das Niedergeschlagne in den Gebehrden der Nonnen nimmt es für Aeusserungen der Heiligkeit, der Entzückung in den Himmel und Abtödtung seiner selbst. Keine Seele sagt ihm, daß es Ausbrüche des unüberwindlichen Mißvergnügens, Konvulsionen der gekränkten Natur sind. Kömmt die Zeit, wo es nach der Gewohnheit mit der Frau Lehrmeisterin über seinen Beruf meditiren soll, so berührt diese nach der vorgeschriebnen Methode wohl die Freuden des Ehestandes; aber um dem Satan während des Gespräches keinen Raum zu geben, und weil sie selbst diese Freuden nur aus dem Meditationsbuch kennt, geschieht dieß nur so oben-

hin: Da sie hingegen von den Leiden des Ehestandes unerschöpflich viel zu sprechen hat. Da rafft sie alles zusammen, was ihr ihre Baasen in mißvergnügten Stunden Böses und Schlimmes von ihren Männern und Kindern im Sprachzimmer vorgeplaudert haben. Da sind alle Männer Tyrannen und alle Kinder Muttermörder. Die Freuden der Empfängniß sind nichts im Vergleich mit den Geburtsschmerzen: Was da muß geschnitten, gerissen, und gepflastert werden, o das ist zum Entsetzen! . . . Das verführte Kind glaubt sich nun glücklich, wenn es gegen all die Laster und das ganze Elend der Welt in den Klostermauern eine Freystette findet. Es wähnt, aus freyer Wahl den Schleyer zu nehmen, weil ihm die Novizenmeisterin zehnmal sagt: „Behüte Gott, daß wir jemand zwingen wollen„; und wird mit mehr als physischer Gewalt in das Kloster eingekerkert. Um frey wählen zu können, müßte es doch das Reizende der Welt in der nämlichen Stärke kennen,

als man ihm das Unangenehme derselben vorgemalt hat. Aber auf dieses hat man ihm alles Licht geworfen, und jenes ward in den dikſten Schatten geſtellt, daß es geblendet werden mußte. Und wenn nun das betrogne Mädchen zum Unglük ein heftiges Temperament hat, das ſich durch das Vertrauen auf sein Gebeth zur heiligen Thereſia, durch die Vorſtellungen himmliſcher Belohnungen, durch Bilder der Phantaſie, Wachen, Faſten und Bethen wohl auf einige Zeit einlullen läßt; aber nur um mit doppelter Stärke wieder zu erwachen; wenn es nun mit der äuſſerſten Anſtrengung den förchterlichſten Kampf gegen die Natur gekämpft, und in einer heiſſen Stunde von dem raſchen Entſchluß, der Verzweiflung zu entfliehn, hingeriſſen aus dem Kloſter ſpringt; wie ſehr muß man Barbar ſeyn, um wegen einem unbedachten Schritt dieß arme Geſchöpf zu ſtrafen, wie man vor dem weltlichen Gericht verhärtete Böſewichte, kaltblütige Spitzbuben, die nach Grundſätzen ſün-

digen, nicht straft? Sind die Schande, die es durch seinen Schritt auf sich ladet, der Fluch seiner Familie, die Strafe, die es erwartet und die Ueberwindung, welche es kosten muß, sich von den vesten Banden der Religionsbegriffe loszureissen, an die es von Jugend auf gefesselt war, nicht offenbare Beweise, daß es nahe an der Verzweiflung war, als es den Schritt that; daß sein Temperament stärker ist, als jenes der Abbtißin und der andern alten Schwestern, die es nun verurtheilen, und keinen Begriff von all dem Leiden und dem Kampf haben, dem es unterlegen ist? Wer schauert nicht bey der Vorstellung eines abgehärmten Mädchens, das um der Hölle zu entfliehn, Ehre, sichern Unterhalt und den ganzen Werth der Bande des Bluts und der Freundschaft fahren läßt, sich in die weite, unbekannte Welt hinaus verlieren will, erwischt und auf lebenslang bey Wasser und Brod vermauert wird? Bey allen Geschichten von entlaufnen Nonnen, die mir zu Oh-

ren gekommen sind, war die dumme, unbesonnene Art, wie sie die Flucht veranstalteten und sich wieder fangen ließen, ein starker Beweis von dem Grad der Verwirrung und Betäubung, worin sie mußten gewesen seyn, als sie den Entschluß faßten. . . Allgemeine Maaßregeln kann der Fürst zur Rettung dieser Unglücklichen nicht vorschreiben; aber er wird dafür sorgen, daß in jedem einzelnen Fall das Schiksal derselben so viel möglich erleichtert wird; und daß in die Zukunft wenige mehr eingekleidet werden, denen der Schleyer unerträglich werden kann.

Ich habe mich gestern lange mit Herrn Gutman über diesen Gegenstand unterhalten, und als ich den Wunsch äusserte, alle Nonenklöster geradezu aufgehoben zu wissen, widersprach er mir sehr lebhaft. Er glaubt, daß sie eine Wohlthat für die Gesellschaft seyn können; wenn man dafür sorgt, daß meistentheils kränklichte, verwachsene und häßliche, und keine gezwungne Weibspersonen hineinkommen:

„Freylich„, sagte er, „scheint die Nonnenkeuschheit gradezu der Absicht des Schöpfers zu widersprechen, und die Natur hat ihren Ekel gegen dieses Gelübde so deutlich an den Tag gelegt, daß eine alte Jungfer auffallend häßlicher ist, als ein Weib von gleichem Alter und von ähnlicher Leibesbeschaffenheit, wenn es auch noch so viel Kinder gehabt hat. Eine Jungfer von 50 — 60 Jahren, und dabey von einem gesunden vollen Körper, ist ein seltnes Ding, gegen die Menge Weiber gerechnet, die erst gegen diese Periode des Lebens, oder nicht lang zuvor anfangen, in die Dike zu treiben, und in den Jahren oft erst eine glatte Haut zu bekommen, wo die Jungfern schon durchaus verrunzelt sind. Aber die nämliche Mutter Natur, welche uns die alte Jungfer so häßlich gemacht hat, läßt doch jährlich eine beträchtliche Anzahl Weibspersonen mehr, als Mannsleuthe zur Welt kommen; und wenn man zu diesem natürlichen Ueberschuß noch den künstlichen rechnet, welchen der Krieg, die Seefahrt

und die gefährlichen Berufsgeschäfte der Männer überhaupt verursachen, so bleibt bey den Christen eine Menge Frauenzimmer übrig, die doch wohl nicht in die Türkey laufen sollen, um Männer zu bekommen. Wir können nun einmahl die Vielweiberey nicht einführen, und müssen sorgen, daß das übrig bleibende Frauenzimmer der Gesellschaft am wenigsten zur Last werde. Nach meiner Meinung sind — mit gewissen Einschränkungen — die Nonnenklöster die wohlfeilste, sicherste und überhaupt genommen für das Frauenzimmer selbst die beruhigendste Art, es unterzubringen. Das Mädchen, welches keinen Mann bekommen kann, und von keinem zu starken Temperament ist, kann da mit seiner Jungferschaft für den Himmel wuchern, und hat alle Verheissungen und Trostgründe der Religion zu seiner Schadloshaltung. Wie viel Erleichterung ist es für eine Menge Familien, ein Kind, das ihnen sein Lebenlang eine schwere Last wäre, mit einigen hundert Gulden wohl versorgt zu wissen? Aber die

Anstalten, wie man den Theil des Frauenzimmers, welcher der Gesellschaft am lästigsten seyn würde, nämlich die Krumme, Buklichte, Schielende, Schwächliche, Schwärmerische, welche ohnehin ihren Männern nur den Kopf sprudeln machen würden, und dann vorzüglich die Unfruchtbaren den Klöstern zuschanzen könnte, sind schwer zu treffen. Daß nach dem Verhältniß mehr Verunstaltete als hübsche Mädchen in das Kloster kämen, wäre leicht zu bewirken; sobald man das Gesetz aufhebte, „daß eine Professe ihre geraden Glieder haben, und gesund seyn muß.„ Die Natur würde es dann selbst auf sich nehmen, mehr Verkrippelte und Schwächliche, als Wohlgewachsene nnd Starke unter das Chor der heiligen Jungfrauen zu bringen. Aber daß nicht mitunter Gesunde, blühende und gutlaunigte Kinder, die einen Mann glüklich machen würden, und sich nun über ihre geheiligte Jungferschaft im Kloster zu Tode härmen müssen, verschleyert werden, läßt sich so leicht nicht hindern; Eine

Auskunft hätte man wohl, wenn man sich über gewisse Vorurtheile hinaussetzen wollte. Man könnte z. B. jedes wohlgebaute Frauenzimmer, das sich dem heiligen Geist vermählen wollte, den Sonntag vor seiner Profeß eine gewisse Stunde in der Kirche öffentlich zum Schau ausstellen, und es ausrufen lassen. Fände sich einer, der ihm seine Hand anböthe, und es schlüge sie nicht aus; Glük zu! seht wie ihr euch zusammen fortbringt. Damit aber die Forcht, vor den Augen der Gemeinde ein Körbchen zu bekommen, keinen Werber abhielte; so sollte er sich bey der Frau Abbtißin melden dörfen, welche ihm dann das Mädchen noch einmahl unter 4 Augen müßte besichtigen und seinen Antrag machen lassen. Ich gestehe, beym ersten Anblik scheint die Sache in unsrer jetzigen Lage nicht thunlich zu seyn: Aber die Gewohnheit rechtfertigt alles, und wenn ich auch in den ersten 5—6 Jahren keinen Mann fände, der einem Nönnchen aus alten Vorurtheil seine Hand anböthe, und kei-

ne Novize, welche die Scham, wieder aus dem Kloster gegangen zu seyn, und ihre Religionsbegriffe einem vielleicht häßlichen Mann aufopfern wollte; so träfe sich doch mit der Zeit einmahl eine Parthey; und das erste Beyspiel würde das Zweyte, dieses das dritte u. s. w. erleichtern, bis die Sache endlich gäng und gebe, und in den Augen des grossen Haufens gar nicht mehr befremdend seyn würde. Doch wenn auch dieses Uebel von den Nonnenklöstern gar nicht zu trennen seyn sollte; so muß man sie deswegen nicht gradezu aufheben wollen. Jedes gute Ding hat auch seine schlimme Seite. So lange aber das Gute einer Sache das Böse derselben überwiegt, muß man das Leztere als eine nothwendige Aufopferung betrachten, unter deren Bedingung die Gesellschaft das Gute genießt. Ich glaube aber, das Böse der Nonnenklöster ist lange so groß nicht, als man es sich vorzustellen pflegt. Eine einzige entsprungene Nonne bringt ihr ganzes Kloster in Verdacht des Mißver-

gnügens und der Mannssucht; da doch oft keine mehr drinne ist, die Leidenschaft genug hätte, sich nur von einem Mann träumen zu lassen. Nur die lebhaftesten Temperamente können unter der Klosterzucht ihren Schwung, ihr freyes Spiel behalten; die schwächern alle müssen ihren Ton verlieren, und zu ihrem Glük stumpf, fühllos, starr und betäubt werden. Unter zehn Nonnen, die einmahl 12 bis 15 Jahre im Kloster sind, wird man kaum zwo finden, deren Jungferschaft noch viele rebellirte: Und diesen zu gefallen möchte ich ihre acht übrige, aller Empfindung und allen Vergnügen abgestorbene Schwestern nicht wieder unter menschliche Gesellschaft lassen. Kann man was faderes, dümmeres, geschmakloseres finden, als eine Nonne von gemeinem Schlag? Sind nicht alle ihre Worte und Gebehrden Aeusserungeu der Unempfindlichkeit, beruhigten Einfalt und für ihre Lage erwünschten Leblosigkeit? Ist sie nicht glücklicher, als die Mutter mit dem besten, wärmsten Herzen, die

eine Menge Kinder glücklich machen will, und nicht kann? Noch ein besondrer Vortheil, den die Nonnenklöster der Gesellschaft verschaffen, ist, daß sich ein grosser Theil der Weibsleuthe, welche natürlichen Hang zur Bethschwesterey haben, und die also einen armen Mann würden zu Tode gebethet haben, in dieselbe verliert.

Es war eine Zeit, wo die Nonnenklöster Versammlungen des galantesten Frauenzimmers, Kreise des Vergnügens und der Wohllust waren. *Petrus de Alliaco* de Reform. Monach. & Monial. . . *Gerson* Cap. X. de Reformat. Eccleſ. und besonders *Nicol. de Clemang:* im 36ten Kapitel vom Verderben der Kirche machen uns schöne Gemählde von den Nonnenklöstern ihrer Zeit. Hören sie zum Beyspiel den Leztern: „Von den Nonnen„, spricht er, „hätte ich zwar viel zu sagen; aber die Schaam gebiethet mir, viel zu verschweigen; damit ich nicht, darf nicht sagen von einer Schaar Gott geweihter Juugfrauen,

sondern von Huren, von Künsten der Geilheit, von Blutschande und allen Lastern dieser Art zu weitläufig werde. Denn sind die Mädchenklöster heutzutage was anders, als, ich sage nicht Tempel Gottes, sondern abscheuliche Venuslöcher, der Aufenthalt unverschämter, geiler Jünglinge, um ihren Lüsten den Zügel schiessen zu lassen; so daß es nun ein Ding geworden ist, ein Mädchen einkleiden, oder es zur öffentlichen Schändung aussetzen.„ . . So viel Mühe man sich auch um diese Zeit gab, diesem Uebel abzuhelfen, so findet man doch ein Jahrhundert später, nämlich zur Zeit der Reformation, Spuren, daß im Grunde nichts gebessert, und die wilden, viehischen Ausschweifungen der Nonnen nur nach dem Karakter der Zeit in einen sanftern, feinern Genuß aller möglichen Weltfreuden verändert waren. Anstatt sich jedermann Preis zu geben, hielten sie sich nun an die Geistlichen, deren Umgang weniger verdächtig war, und deren Be-

dürfnisse den ihrigen so schön entsprachen. An dem Arm eines Korherrn besuchten sie in Masken die öffentlichen Bälle, zogen nächtelang verkleidet auf den Strassen herum, und in den Klöstern hatten sie die artigsten, witzigsten, besten Gesellschafter von der Welt. So sagen verschiedne Stellen der Reformatoren.

Das Konzilium von Trient hat wenigstens in Deutschland den Nonnen das Spiel verdorben. Ausser der Reichsstadt Köln, wo die Menge der Frauenklöster, und die Eifersucht des hochlöblichen Magistrats der erzbischöflichen Aufsicht auf dieselbe zu viel Hindernisse in den Weg legen, wüßte ich doch keine Stadt, wo man den Nonnen ähnliche Vorwürfe machen könnte. . . Der Jesuit Benzi, wenn anderst, wie der Verfasser der Geschichte der Bulle in Cæna Domini versichert, die Abhandlung de tactibus mammillaribus nicht unterschoben ist, hat zwar in neuern Zeiten den Nonnen Anleitung gegeben, wie sie auch ohne Hilfe der Männer auf verschiedne Art ihren Lüsten ge-

nug thun können: Aber insoweit ich mit den Nonnen bekannt bin, werden seine Anleitungen, wenigstens so häufig nicht befolgt, als uns verschiedne garstige Broschüren wollen glauben machen.

Unsre heutige Nonnen — ich gebe zu, daß hie und da ein Kloster mit gewissen Abscheulichkeiten angestekt ist, die man aber schwerlich wird ganz hindern können — haben im Vergleich mit den Mönchen gar wenig Verbesserung nöthig. Die Hauptsache glaub ich, hat der Fürst durch seine Verordnung gethan, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er weiter gienge; die Zahl der Nonnen, gewiß zum Schaden seines Landes, noch mehr einschränkte, oder gar auch die innere Verfassung und Disciplin der Klöster verbessern wollte. Alles, sogar das lateinische Singen und Bethen, trägt dazu bey, die Nonnen so stupid und gedankenlos zu machen, als sie zu ihrer Ruhe, zu ihrem Glük seyn müssen, und als es die meisten auch wirklich sind. Wollte man sie aus ihrem Pflanzenleben

aufweken, und sie zu denkenden, vernünftigen Geschöpfen bilden; so würde das Bewußtseyn ihrer selbst auch das Gefühl gewisser Bedürfnisse rege machen, welches sie in ihren jetzigen Zustand verschlafen und vertändeln. . . Es gibt gewisse mitleidige Seelen, die nicht begreifen, daß es tausendfache und ganz widersprechende Arten von Glük in der Welt gibt, daß das Glük blos von der Einbildung jedes Menschen abhängt; die nach dem Maaß ihrer eignen Behaglichkeit jeder Nonne lieber zwey als einen Mann geben mögten, und sich wundern, daß nicht alle Nonnen auf einmahl aus den Klöstern springen. Aber wie ungleich härter ist das Schiksal eines Mädchens, das in der Welt lebt, und keinen Mann bekommen kann? Und muß bey unsrer Verfassung und unsern heutigen Sitten nicht von Tag zu Tage mehr Frauenzimmer mannlos bleiben? Das Mädchen, welches in der Welt umsonst nach einem Mann seufzen muß, sieht täglich seine Schwester, Baase oder Freundin in den

Armen

Armen eines Liebhabers oder Gatten: Es sieht Schauspiele, wo ihm die Wohllust der Liebe mit den anziehendsten Farben vorgemahlt wird: Es wird zu Hochzeiten geladen, und muß sich sogar gefallen lassen, eine Bekannte als Braut zum Altar zu begleiten. Täglich sieht es eine Menge Gegenstände, die ihm sein Schiksal verbittern müssen, die es in dem Glük seiner Nebenmenschen seine eigne Bedürfnisse doppelt fühlen machen. Es sieht, daß es seiner Familie täglich mehr zur Last wird; sieht, wie nach und nach mit der Blüthe der Jugend auch alle Hofnung schwindet, nach seinen Begriffen glücklich zu werden; wie es endlich nach langem, fruchtlosen Sehnen, Hoffen und Schmachten unter dem Titel einer alten Jungfer ein öffentlicher Spott wird. . . Ueber alles dieses ist eine Nonne hinausgesetzt. Beym Eintritt in das Kloster, wenn er bedächtlich und aus freyem Willen geschieht, kündigt sie ein für allemahl aller Hofnung, einen Mann zu bekommen, auf. Der Verdruß über fehlge-

schlagne Erwartungen kann sie also nicht treffen. Sie macht sich einen ganz andern Begriff von Glük, als das Mädchen in der Welt; und alles, was die ganze Zaubermacht der Phantasie diesem Begriff nur Reizendes und Glänzendes geben kann, ist für sie wirklicher Genuß für jetzt, und zuversichtliche Hofnung für die Zukunft. Sie sieht und hört nichts im Kloster, als Dinge, die zu ihrer Beruhigung abzweken. Sie hat keine Vorwürfe von ihren Verwandten anzuhören, das sie ihnen auf dem Hals sitzen bleibe; und die graue Jungferschaft, welche Spott in der Welt ist, berechtigt eine verrunzelte Nonne zu heiligem Stolz. Niemand lacht sie in ihrer Zelle und auf dem Kor aus. Im Gegentheil mit jeder neuen Runzel auf dem Gesicht wird sie in den Augen ihrer Schwestern ehrwürdiger und liebenswürdiger. Ich, lieber Freund, würde meine Stimme nie zur Aufhebung eines einzigen Nonnenklosters geben, so lange nicht augenscheinlicher Mangel in der Welt an Frauenzimmer würde.„ . . . Leb wohl, Bruder.

Ein u. vierzigster Brief.

den 10. May.

Gestern, Bruder, hatten Herr Gutmann und ich einige der angenehmsten Stunden unsers Lebens in des Fürsten Kabinet. Ich hatte bey unserm wahren Landesvater einigemal meines Freundes Erwähnung gethan, und da er ihn schon als Domherr in der Ferne von einer vortheilhaften Seite gekannt hate; so bath er mich, ihn bey ihm aufzuführen. Herrn Gutmann war die Einladung so angenehm nicht, als ich erwartete. So sehr er auch einen guten und denkenden Fürsten schätzt und liebt; so hat er doch gegen die Fürsten überhaupt eine gewisse

Antipathie, die sich aber meistentheils nur auf die Aussenseite derselben, auf das lästige Zeremoniel bezieht. Doch kaum hatte er unsern liebenswürdigen Fürsten angeblikt, als seine ganze Verlegenheit verschwand, und er wieder ganz das Freye, Offne in seinen Reden und Gebehrden hatte, welches ihn so vortheilhaft auszeichnet. Der Fürst erkannte auch in den ersten drey Worten unsers Freundes seinen Mann; und so war ihre gegenseitige Freundschaft schon gestiftet, ehe sie sich eine Erklärung hierüber gethan hatten; wie es grossen Leuthen eigen ist.

Das Gespräch fiel nach einigen Wendungen bald auf den Lieblingsgegenstand beyder Herrn, auf den jetzigen Zustand der Kirche, auf die herrschenden Mißbräuche und Mängel, und die Mittel, dieselbe zu heben. Ich will dir das Interessanteste davon, so gut ich mich dessen noch erinnern kann, mittheilen, und bin überzeugt, daß du dem Fürsten *nicht*

verübelst, wenn er in gewissen Punkten nicht denkt, wie die andern deutschen Bischöfe denken; aber besser, wenn er denkt, wo die meisten dieser ehrwürdigen Herrn nicht denken.

„Unsre Kirche„, sagte der Fürst, „nähert sich einer Revolution, die schon seit Jahrhunderten in Gährung ist, aber doch in keiner Katastrophe ausbrechen wird. Die Schritte zu der Entwikelung werden so langsam und unmerklich gethan, daß wir an dem Ziel seyn, und es vielleicht schon überschreiten werden, ehe wir dran denken. Der lebhafte, thätige, feurige Geist des sechszehnten Jahrhunderts, welcher die Menschen augenbliklich und unaufhaltsam zur Ausführung der erkannten Wahrheiten hinriß, ist verschwunden. Wir denken, ohne zu thun: Wenn unsre Ahnen dachten; so thaten sie, was sie dachten. Aber auch das gemächliche Nichtthun, wenn es absichtlich geschieht, hat seine Vortheile. Der päbstliche Hof hat nicht zu förchten, daß ganze Reiche,

wie zur Zeit der Reformation, ihm feyerlich den Gehorsam und alle Verbindung aufkünden: Aber seine Bullen, Bannstralen und Geldfodrung werden gar bald so unwirksam seyn, als wenn alle Europäer förmlich übereingekommen wären, ihm den Krieg anzukünden. Wir haben dabey den Vortheil, daß es ohne gewaltsame Konvulsionen geschieht; daß wir wegen unsern Meinungen und den Meinungen des Mannes mit der dreyfachen Krone, die uns so viel schon gekostet hat, nicht wieder unser Blut vergiessen. Daß man zu unsern Zeiten die Wahrheit nicht mit so viel Hitze verfechtet, als ehedem, macht, daß auch der Irrthum bey kälterm Blut bleiben muß. Er läßt seine Waffen rosten; und man stiehlt sie ihm aus der Rüstkammer, anstatt ihn auf dem blutigen Tummelplatz zu entwaffnen. . . Ich bin mit dem Gang der Sache selbst sehr wohl zufrieden; nur wünsche ich, daß wir ein bisgen aufmerksamer darauf seyn mögten, um allenfalls zu sehn, wie weit wir

sind, und ob wir nicht in Gefahr stehn, zu weit zu gehn. . . Die Religionssisteme haben heut zu Tage auf die bürgerliche Ruhe und das Glük der Staaten den Einfluß nicht mehr, den sie vormals hatten. Wir sehen zum Beyspiel in dem kleinen Holland gegen 30 verschiedne Sekten durch einander kreutzen, und die Republik doch ruhiger, und blühender, als irgend einen andern Staat, der in seiner Religion so einfach, als in seiner Staatsverfassung ist. Aber in so weit jede einzle Sekte durch ihre Lehren und Gebräuche Einfluß auf die guten Sitten und die Bildung guter Bürger hat; so muß doch jedem Staat daran gelegen seyn, daß bey einer Veränderung mit den Mißbräuchen nicht auch das Gute verloren gehe. Der grosse Haufen wird nie Philosoph werden, und sich immer lieber durch Glauben, als Vernunftschlüsse leiten lassen. Jeder Sekte selbst muß an der Uebereinstimmung ihrer Glieder, als ihrer Haltung gelegen seyn. Reformirt man nur hie und da,

und folgt man ohne Rüksicht auf das Ganze nur seinen Privateinsichten; so zerfällt nach und nach jede Religion in unendliche Sekten; verliert durch die vielen Verändrungen ihre wohlthätige Wärme, welche blos eine Wirkung der Anhänglichkeit an gewisse Grundsätze oder Meinungen ist, und wenn auch die Existenz und Ruhe des Staats keine sonderliche Gefahr dabey laufen, so hat doch die Ausübung der bürgerlichen Pflichten die Lebhaftigkeit und den Schwung nicht, den ihr eine wärmere Religion geben würde. Ich wünschte also sehr, daß wieder einmahl eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten würde, welche nach dem Verhältniß der Religionsveränderungen seit der tridentinischen und der jetzigen Lage der Kirche, die von der damaligen so äusserst verschieden ist, uns nach unsrer Religionsverfassung gesetzlich berechtigte, das zu thun, was wir ohne förmliche Authorität der jetztlebenden Kirche im Stillen thun müssen, und nicht für das Ganze, sondern nur für

einzle abgerissene Gemeinden thun können. „ —

Herr Gutmann nahm hier das Wort, und glaubte; ein künftiges allgemeines Konzilium gehöre unter die frommen Wünsche, die nie zur Erfüllung kommen. Er hielt es sogar in den jetzigen Umständen für eine moralische Unmöglichkeit. „Wie schwer war es„, sagte er, „die Kirche zu Trient zu versammeln, da doch dem päbstlichen Hof ein offenbarer Krieg angekündigt war; da die weltlichen Fürsten sich so lebhaft dafür intereßirten, und die Bischöfe in ihrem Sistem so ungleich mehr konzentrirt waren, als sie jetzt sind. Kein Monarch, wie Karl der Fünfte, hat nun nöthig, auf ein Konzilium zu dringen, um die Ruhe eines Reichs herzustellen. Kein Monarch in dem heutigen Europa will von einer Kirchenversammlung sich neue Verbindlichkeiten auflegen, oder von alten lossprechen lassen. Sie haben sich alle über jede Verbindlichkeit von der Art stillschweigend hinausgesetzt. Das

Schiksal des tridentinischen Konziliums in Frankreich, Venedig und andern katholischen Staaten ist ein Beyspiel, wie wenig sich von einer allgemeinen Kirchenversammlung für die Verbesserung des Religionszustandes in einzeln Staaten hoffen läßt. Wer ausser den katholischen Monarchen sollte dann mit Nachdruk auf ein allgemeines Konzilium antragen? Der römische Hof selbst? Welcher zuverlässig weiß, daß er dabey verlieren muß, und der sich von jeher so wenig geneigt gezeigt hat, mit Aufopferung auch nur der kleinsten seiner vielen Usurpationen das allgemeine Wohl der Kirche zu befördern? Die Bischöfe endlich? Welche zu Trient das Spiel der römischen Intriguen, und mit ihrem besten Willen zu bessern, der Spott der Denker geworden sind? Die sehen mußten, wie man den heiligen Geist mit Nebendingen beschäftigte, um die Hauptsachen, worum man eigentlich zusammenkam, unerörtert zu lassen? Und wenn man denn auch das Konzilium zusammenbrächte; so würden

doch seine Schlüsse ausser dem Kirchenstaat in allen Ländern nur unter gewissen Einschränkungen angenommen werden, und nicht mehr noch weniger Kraft und Ansehn haben, als ein National- oder Provinzial-Konzilium. Um ein Universal-Konzilium mit Anstand und Nutzen halten zu können, müßten erst verschiedne National-Konzilien vorausgehn, die durch Korrespondenzen unter sich über gewisse Sätze übereinkommen, und dieselbe zum Grund ihrer allgemeinen Berathschlagungen legen müßten. Diese National-Kirchenversammlungen sind meines Bedünkens der einzige Weg, wie der römische Hof auf bessere und geschmeidigere Gesinnungen zu bringen ist; und wenn dieß nicht vorläufig geschieht; so wird sich die allgemeine Versammlung entweder wie die zu Konstanz zerschlagen, oder wie die zu Trient vom päbstlichen Hof inspirirt werden. Ich für meinen Theil denke über diesen Punkt, wie ein gewisser Bischof von Orleans, Arnulph mit Namen, schon im Jahr 992

gedacht hat. Dieser sagt auf einer Synode der gallischen Kirche, welche in gedachtem Jahr zu Rheims gehalten wurde: „Da sich der römische Stul doch so wenig um das Wohl der verschiednen Kirchen kümmert; da es das nämliche ist, ob man von ihm oder einem Stein eine Antwort über Glaubenssachen fodert; so denke ich Wir Franzosen thun besser, wenn wir einige Bischöfe der Niederlande oder von Deutschland um Rath fragten, als jenen zu Rom; denn da ist man nur für den Meistbiethenden, und wiegt sein Urtheil nach dem Geld ab, welches einfließt. Da das Nizäische Konzilium, welches die römische Kirche vor allen andern Konzilien hochschätzt, gar keine Unterwirfigkeit gegen den Bischof zu Rom gebiethet; so kann man sich über Kirchensachen ohne die Dazwischenkunft desselben gar schiklich berathschlagen.„ *) Man hat von jeher die Nationalkonzilien als das Mittel angesehen, eine Universal-Kirchenversamm-

*) Synod. Remens. C. I. & 2. &c. C. 28. &c.

lung vom påbstlichen Hof zu ertrotzen. Aber anstatt mit denselben zu drohen, hätte man in neuern Zeiten grade, ohne påbstliche Genehmigung zu erwarten, dazu schreiten sollen. Man wäre dadurch einer unglaublichen Menge Streitigkeiten zuvorgekommen, und hätte den römischen Hof gezwungen, nicht in eitler Herrschsucht, sondern in der Erbauung der verschiednen Nationalkirchen, im sanften Zuspruch zur Eintracht, im wahren Geist des Kristenthums seine Grösse zu suchen; da man ihm hingegen auf den ertrotzten allgemeinen Versammlungen allen Anlaß gab, seine Intriguen, Verhetzungen, seinen Stolz und seine Despoterey zum grossen Schaden der Kirche geltend zu machen. . . . Und in Deutschland ist nun eine Nationalsynode so schwer nicht zusammenzubringen, als Febronius meint; sobald sich der kayserliche Hof eine besondre Angelegenheit daraus machen wollte. Sein Ansehen ist nun bey den Erz- und Bischöfen Deutschlands viel zu stark, als daß der römische Hof durch

Aufwieglung eines Theils derselben, und durch Entgegensetzung ihres verschiednen Interesse die Sache hintertreiben könnte. Man ist nun auch viel zu hellsichtig, als daß man den blauen Dunst nicht sehen sollte, den ein Aeneas Sylvius uns vor die Augen machen wollte. Der Kayser hat nun nicht mehr zu beförchten, der Statthalter Kristi würde ihm eine Diversion mit Dragonern oder einer Allianz in Italien machen, wenn er zu Hause mit der Verbesserung des Kirchenzustandes zum Nachtheil der päbstlichen Schatzkammer beschäftigt seyn würde. Das Familieninteresse der geistlichen Fürsten und ihrer Kapitularen wiegt in Rüksicht auf die kayserliche Gnade alle Gunstbezeugungen des römischen Hofes auf. Der Kayser hat Einfluß genug, um die Eifersucht der ersten Prälaten Deutschlands, die der guten Sache schädlich seyn könnte, zu unterdrücken: Kurz, ich wüßte nichts, was die Sache erschweren könnte, wenn sie der Hof zu Wien nach einiger Vorbereitung der einzeln ansehnli-

chern Fürsten mit Ernst auf dem gesammten Reichstag betriebe. . . Wer sollte unter Kayser Joseph die Hofnung aufgeben, Deutschland werde endlich von dem Druk des päbstlichen Hofes befreyt, und für seine Gutherzigkeit, wodurch es sich in die Fallstrike dieses Hofes loken lies, und die es mit schwerem Gelde schon so lange gebüßt hat, endlich einmahl schadlos gehalten werden? Wie herrlich könnte Joseph durch diesen Schritt die Erniedrigung seiner Ahnen rächen, die sich zum grossen Schaden Deutschlands von dem päbstlichen Hof zur Hintertreibung der guten Entwürfe mußten brauchen lassen, die sie als Mehrer des Reiches auf alle Art hätten befördern sollen?„ *)

*) Ein merkwürdiges Beyspiel hievon, und zugleich ein ewiges Denkmal der schönen Art, wie der römische Hof seine Ansprüche auf deutsches Geld behauptet hat, ist ein Brief von Aeneas Sylvius an dem päbstlichen Legaten in Deutschland, Lorenz Rovarella, welcher bey J. Trithemius in der Geschichte des bayrischen Krieges in Frehers Script.

„Da die Exekution der Schlüsse eines Konziliums„, fuhr Herr Gutman fort, „doch größtentheils von der Macht der Für-

Rer. Germ. zweytem Band, p. 37. der struvischen Ausgabe, enthalten ist, und den Febronius im 5ten Paragraph des 11ten Kapitels auch anführt. „Vom Rhein schreibt Aeneas„ kommen viele ungünstige Nachrichten (die Fürsten, besonders der Erzbischof von Maynz, beschäftigten sich, die Beschwerden der deutschen Nation gegen den päbstlichen Stul zu heben) und es wird deswegen nöthig seyn, daß Sie sich so bald möglich mit kayserlicher Empfehlung und Ihren Briefen dahin begeben, und nach Ihrem Auftrag die Sachen betreiben. **Unterdessen wäre es gut, wenn Sie den Kayser an den Erzbischof von Magdeburg, den von Riga und besonders die von Trier und Salzburg schreiben liessen,** sie sollten, wenn sie zu einer Kirchenversammlung eingeladen würden, nicht einwilligen, sondern alles, worum man sie ersuchte, ihm hinterbringen, und sie bereden, nichts einzugehn, was allenfalls einige Neuerungssüchtige ihnen vorschlagen werden; denn es ist Gefahr im Verzug. Gut wäre es auch, dem Herzog Ludwig von Bayern

sten abhängt; so ist leicht abzusehn, wie ungleich wirksamer ein Nationalkonzilium seyn muß, als eine allgemeine Versammlung. Jeder Fürst betrachtet die letztre als eine fremde Sache, die ihn allenfalls nur in so weit bindet, als er an die Unfehlbarkeit derselben glaubt. Aber bey einer Nationalsynode macht der Fürst die Angelegenheiten der Kirche zu seinen eignen. Er kann der Schwärmerey, Zanksucht, dem gelehrten Stolz und den Nebenabsichten seiner versammelten Kirchenvorsteher Einhalt thun, und eine Eintracht bewirken, um die so manches allgemeine Konzilium den heiligen Geist

anzuliegen, daß er seinem Vetter, dem Pfalzgrafen schriebe, sich nicht mit denen einzulassen, die etwas gegen den päbstlichen Stul im Sinn haben. Sie können ihm vorstellen, daß die Kinder der Fürsten viel leichter vom päbstlichen Stul, als von den Bischöfen und Kapiteln Pfründen zu erwarten haben. Und das müssen Sie den Fürsten recht ins Ohr setzen, weil es die Wahrheit ist. Leben Sie wohl. Rom.

umsonst angefleht hat. Das Ansehen einer Generalversammlung macht in der heutigen Denkensart der Fürsten einen Gegensatz mit der weltlichen Macht, auf den sie natürlich eifersüchtig seyn müssen, und welcher der guten Sache schaden muß. Und welche Macht haben die Schlüsse der inländischen Geistlichkeit über die Begriffe des Volks, wenn sie von dem Regenten selbst zuerst angenommen werden, und die Kraft eines Landesgesetzes bekommen? „Wir haben alle den Glauben, sagt Aeneas Sylvius in einem Brief an den kayserlichen Kanzler Schlik, den unsre Fürsten haben: Würden sie Götzenbilder anbethen, so thäten wir es auch, und wenn die weltliche Macht darauf dränge, so würden wir nicht nur den Pabst, sondern auch Christus selbst verläugnen„. . . Alles was ein Generalkonzilium in Disciplinsachen beschliessen kann, ist für jedes Land einzeln genommen, eine unfruchtbare Gemeinstelle, weil es ohnmöglich den gar verschiednen Bedürfnissen, Gebräuchen, Begriffen und

Sitten der vielen Völker angemessen seyn kann: Und die Lehrsätze, mit Ihrer Erlaubniß gnädiger Herr, wenn man nicht etwa die Oberherrschaft des Pabstes, das Recht der Annaten und ähnliche Titel zu einem Dogma machen will, wollen wir in die Zukunft gerne so unerörtert lassen, als sie seyn mögen. . . Wir wollen auf unsern Nationalkonzilien keine Ansprüche auf Unfehlbarkeit machen, und den heiligen Geist in Gottes Namen auch in der Gestalt einer Nachteule *) über den Häuptern unsrer ver-

*) Um Herrn Gutmann in den Augen derjenigen, die etwa nicht wissen, daß sich die Metamorphose auf eine Thatsache gründet, zu rechtfertigen, findet der Herausgeber für nöthig, folgende Erzählung aus Nik. de Clemange p. 75. der Leidner Ausgabe beyzusetzen, welche Theod. de Niem bestätigt.

„Als man vor der ersten Sitzung (des Konziliums zu Rom im Jahr 1412) nach der Gewohnheit, um den Beystand des heiligen Geistes zu erbitten, eine Messe hielt, wo das Konzilium zugegen war, und Pabst Balthasar auf einem erhabnen Stul saß; sieh da flog eine abscheuliche Eule, die Vo-

sammelten Väter sitzen lassen. Wir wollen als Menschen, die ihre ganze Schwäche fühlen, uns über die Mittel berath-

thin des Todes, oder wie man glaubt eines andern Unglücksfalles, aus ihrer Höhle hervor, erhob ihre förchterliche Todtenstimme, setzte sich auf den mittlern Balken der Kirche, und starrte den Pabst mit unverwandten Augen an. Alle saßen in Bewundrung da, daß der lichtscheue Nachtvogel bey Tage mitten unter die Versammlung gekommen war, und ahndeten nicht ohne Grund aus dieser Vorbedeutung viel Böses. Seht, sagte einer dem andern ins Ohr, der heilige Geist ist in der Gestalt einer Nachteule da. Und da die andern bald sich untereinander, bald den Pabst anblikten, und kaum das Lachen verbeissen konnten, wurde Balthasar, den der Vogel allein mit stieren Augen anblikte, roth im Gesicht, fieng an zu keuchen, zu schwitzen und innerlich heftige Zückungen zu bekommen. Als er endlich kein ander Mittel sah, sich aus der schreklichen Verlegenheit zu ziehen, stand er auf und ließ die Versammlung aus einander. . . Bey der zweyten Sitzung erschien der Vogel, doch ohne Anrufung, wieder, und richtete wieder unverwandt seine Augen auf Balthasar: Und als ihn dieser sah, wurde seine Beschämung und Verlegenheit noch grösser, als das er-

schlagen, wie diese Schwäche zu stützen ist, und einander nichts weniger als verketzern; wir wollen den nicht verfluchen, der allenfalls etwas gegen das einzuwenden hätte, was wir beschlossen haben; sondern jede Belehrung mit Dank annehmen, und auf der nächsten National-Kirchenversammlung benutzen. Kurz; wir wollen nicht römisch, sondern

stemal. Er konnte seinen Anblik nicht länger aushalten, sondern befahl, man sollte ihn mit starkem Geschrey verscheuchen, oder wegprügeln. Aber die Eule ließ sich weder durch den Lärm der Stimmen noch sonst was irre machen, bis sie erbärmlich zerschlagen vor den Augen allen Anwesenden todt zur Erde fiel. . . Das hab ich von einem zuverlässigen Freunde, der damals grade von Rom kam: Und als ich es wegen dem Wunderbaren nicht glauben wollte, und ihn lebhaft beschwor, mir die Wahrheit zu sagen; so versicherte er mich auf das heiligste, er habe die Wahrheit geredet. „ . . Clemanges erzählt diese Geschichte in einem Schreiben über die Dekrete des konstanzischen Konziliums an einen Professor zu Paris, welches man auch im Hermann von der Hardt, T. 1. part. 2. p. 67 und 68. finden kann.

deutschkatholisch seyn. . . . Unsre Nationalsynode müßte alle zehn Jahr gehalten werden; denn in dieser Zeit kann sich in den Sitten, Meinungen und Seelenbedürfnissen unsrer Landsleuthe genug verändert haben, was unsrer Aufmerksamkeit würdig wäre; und ich müßte mich sehr betrügen, wenn nicht die dritte Synode — vorausgesetzt, daß die ansehnlichsten unsrer Fürsten einiges Interesse daran nähmen — von dem größten Theil unsrer protestantischen Brüder ohne Protestation beschikt würde. Will uns der Pabst mit den Schlüsseln des heiligen Petrus deswegen den Himmel verschliessen; so sorgen wir wenigstens dafür, daß er auch unsre Geldkasten nicht damit aufschliessen kann. Ist er aber der Mann, welcher er seyn soll; welcher, wie Gerson de ominoso Papæ Sigillo fodert, den Schlüssel der Wissenschaften, und nicht der Allgewalt in Wappen führt; kömmt er dann mit dem Geist der Liebe zu uns, und will und kann uns auf dem Weg des Christenthums zurecht weisen; so wird

er auch den Protestanten willkommen seyn. . . Die Franzosen werden gewiß bald unserm Beyspiel folgen; und endlich die Spanier auch. Der heilige Vater wird dann durch Thatsachen, die einzige Art, wie es möglich ist, seines Irrthums überzeugt; und wenn ihm das Wohl und die Einheit einer Universalkirche wirklich am Herzen liegt; so wird er alsdann selbst auf ein Konzilium dringen, welches er jetzt noch so sehr scheut. Er wird auf demselben eine ganz andre Rolle spielen, als er bis jetzt gespielt hat, und anstatt seinem Kronenthurm, einen schlechten Predigerhut auf dem Kopf haben.

Der Fürst machte hierauf Herrn Gutmann den Einwurf; der Mittelpunkt der Universalkirche würde aufgehoben seyn; so bald man zu Nationalkonzilien schritte, und mit einmahl die päbstlichen Usurpationen vernichtete. Er glaubte, man könnte Mittel treffen, die Beschwerden der Nationen gegen den römischen Hof nach und nach, und auf eine Art zu heben, wodurch der heilige Vater nicht so

offenbar bankrutt würde, und der Vereinigungs-Punkt so vieler Nationen nicht auf einmahl wegfiele. „Sie wissen„, sagte er, „vielleicht so gut als ich, was für eine schwere Schuldenlast die päbstliche Kammer drükt. Das Geld floß zu Rom so leicht durch, als es einkam. Sobald die grossen Nationen dem päbstlichen Aerarium allen Zufluß von Geld abschneiden; so macht der Statthalter Christi augenbliklich einen Bankrutt von ohngefähr 80 Millionen Skudi. Nun kann man freylich auf der andern Seite die Annaten und übrigen Kontributionen, welche der Pabst aus der katholischen Welt auszieht, für nichts viel besseres, als einen Diebstal ansehn, den die Fürsten, welche mit Wissen diese Geldversendungen aus ihrem Lande gestatten, an ihrem Volk begehen. Es ist auch keine Kleinigkeit, daß aus dem katholischen, dem ärmern Theil Deutschlands ein Jahr in das andre nach einem sehr mäßigen Ueberschlag ohngefähr viermalhunderttausend rheinische Gulden nach Rom wall-

fahrten, ohne daß ein Kreuzer davon den Weg wieder zurückfindet. Aber ich denke, man könnte mit dem heiligen Vater eins werden, daß er der gesammten Kirche von dem Zustand seiner Finanzen Rechnung gäbe. Wenn Frankreich in seinem beklemmten Finanzzustand kein Bedenken trägt, dem Publikum seine Situation vor Augen zu legen; so kann der heilige Vater um so weniger Anstand nehmen; da man ihm eine schlechte Wirthschaft mit zeitlichen Dingen nicht so sehr verübeln kann; als einem König von Frankreich oder seinen Ministern. Die Kirche hat auch das Recht, so lange sie dem Pabst Abgaben entrichtet, Rechnung über dieselbe zu fodern. Nun müßten ihm auf einem Universalkonzilium alle seine Ansprüche auf fremdes Geld feyerlich abgesprochen werden; so daß er das, was man ihm in die Zukunft geben wird, unter keinem Titel von Recht, sondern als bloßes Allmosen empfienge; wie denn ursprünglich vor Kayser Konstantin alle Kircheneinkünfte nichts als Allmosen waren. Der

heilige Vater müßte versprechen, seinen Civiletat auf einen bessern Fuß zu setzen, und keinen Schreiber mit 3—4 bis 6000 Skudi besolden. Er könnte die reichen Einkünfte von Abteyen und andre Quellen, deren Ertrag sonst an Lieblinge unter den Kardinälen verschwendet wird, so daß mancher Diener des Servus Servorum gegen 100000. Skudi Einkünfte genießt, zur Abtragung der Schulden für seine Kammer behalten, und ohne eben so frugal wie Ganganelli zu seyn seine Hofhaltung einschränken. Wie sich die Schulden nach und nach verminderten, so fielen natürlich auch die Allmosen nach und nach dünner; und endlich müßte sich der Pabst mit den Einkünften seiner eignen Staaten begnügen, die ihm zum Theil im Namen der Christenheit zu seiner anständigen Unterhaltung geschenkt wurden, und ansehnlicher sind, als sie kein Statthalter eines weltlichen Monarchen, kein Rajah oder Nabob des Großmoguls gehabt hat; obschon das Reich des Souveräns, den der Pabst statthaltert, nicht

von dieser Welt ist. Er müßte sich auch blos mit dem Einfluß begnügen, wozu ihn seine ursprüngliche Einsetzung, das dieser Einsetzung entsprechende Betragen, seine wirklichen Verdienste oder Bemühungen um das Wohl der Kirche berechtigen. . . Alles das aber kann mit Anstand, und ohne die Natur der Kirche zu verändern, nur auf einen allgemeinen Konzilium geschehn; wo die katholischen Monarchen aus Barmherzigkeit für den römischen Hof ins Mittel tretten, und zur Rettung eines sterbenden Religionssistems, insoweit es ihnen doch allenfalls daran gelegen seyn kann, gemeinschaftlich gewisse Punkte vertragen müssen. Das Konzilium müßte periodisch alle 20—30 Jahre wiederhohlt werden, um das Religionsgebäude nach dem Maaßstab der fortschreitenden Aufklärung des Publikums auszuflicken. . . Geschieht dieß nicht, und läßt man es blos auf Partikular-Kirchenverbesserungen ankommen; so prophezeyte ich seiner Heiligkeit auf dem Gang, worauf wir sind, in Zeit

von 50 — 60 Jahren einen vollkomenen Bankrutt an allen geistlichen und zeitlichen Gütern: Aber dann wird auch nach und nach die Religion in so viele Sekten zerfallen, als es Regierungen, und endlich in so viele, als es Köpfe gibt: Da wir uns im Gegentheil, so lange unser Sistem noch einige Haltung hat, immer noch Hofnung machen könnten, die Protestanten einige Schritte wieder zurückzubringen, und die sinkende Religion überhaupt in Europa zu stützen. . . Ich gebe zu, daß Nationalkonzilien vielleicht der einzige Weg sind, wie der Pabst zu einer nützlichen allgemeinen Kirchenversammlung vorzubereiten ist. Aber nach meiner Meinung sollten die Grossen seine Heiligkeit doch nicht ganz beseitigen; und doch einen gewissen Vereinigungspunkt so verschiedner Nationen nicht gradezu wegwischen. „ —

Herr Gutmann fiel hier ein, und glaubte, es seye platterdings unmöglich, nur ein Stümpfchen von seiner Heiligkeit zu

retten; wenn wir nicht irgend durch ein Zauberwerk gähe wieder in die Seelenbetäubung der Menschen zwischen dem siebenten und vierzehnten Jahrhundert versetzt würden; oder der heilige Vater mit seinem Geräthe nicht bey Zeiten aufpakte, und sich in die Gegenden zwischen dem Vorgebirg der guten Hofnung und der Wüste Zaara oder nach der Mungaley flüchtete. „Ich, fuhr er fort, „gönne ihm meines Theils sein Plätzchen zu Rom von Herzen: Aber wenn wir auch kein Wörtchen für oder wider ihn vorbrächten; wenn keine Sarpi, van Espen, Febronius u. a. ihn mit Fäusten schlügen; so hat er doch nun einmahl an der Aufklärung unsrer Zeiten und unsers Welttheils einen Feind, welcher ihm mit schleichenderm Gift vergibt. . . Es ist wahr; der römische Hof hat Europa dadurch Dienste gethan, daß er eine Zeitläng der Mittelpunkt der politischen Angelegenheiten dieses Welttheils war, und aus demselben durch die Verbindung der verschiedenen Nationen eine Art von Republik

schuf. Aber ich denke, der heilige Vater wird nun zur Aufrechthaltung des politischen Sistems, zur Verbindung der heutigen europäischen Völker gar wenig mehr beytragen können. Die Staaten haben nun vestere Bande unter sich geknüpft, als kein Pabst knüpfen kann. Die lebhafte Industrie, der Luxus, die Mittheilung der Gedanken vermittelst der Lektüre, das Sistem von Gleichgewicht, das Bestreben der Regenten, alles Gute andrer Staaten in den ihrigen nachzumachen, die Aufnahme der Künsten und Wissenschaften, das Verfeinerte im Umgang, das Gesellige hat nun die meisten Europäer unter einander so abgegleicht, daß man den Pabst leicht des Dienstes entlassen kann. Menschen, die sich selbst nicht fühlen, haben wohl ein äusseres Merkmal, so was, wie einen päbstlichen Hof vonnöthen, um einander zu finden: Aber wenn einmahl das Selbstgefühl unter dem besten Theil der Völker erwacht ist; wenn die Philosophie, welche doch heutzutage — Dank sey dem Ge-

nius unsers Jahrhunderts — schon stählerne Kabinetthüren durchbrochen hat, herrschend wird; dann hat ein Pabst wenig mehr zu thun. Die Religion überhaupt steht mit der Aufklärung des Volks im umgekehrten Verhältniß. Offenbarungen, Orakel, Päbste u. s. w. sind zur gesellschaftlichen Ruhe nöthig; so lange das Volk oder der bessere Theil desselben nicht denkt. Ist aber einmahl der Damm gebrochen; so werden nach und nach viele Dinge Räsonnement, die zuvor eine Glaubens-Hieroglyphe waren, und die Vernunft vertritt endlich die Stelle des Glaubens. . . Sie verzeihen mir also, gnädiger Herr, wenn ich der Meinung bin, daß weder die Verbindung der europäischen Nationen, noch die bürgerliche Ordnung in einzeln Staaten eine Lüke bekommen werde, wenn seine Heiligkeit — — — —."

Die Rede war hierauf von den Gefahren, denen ein allgemeines Konzilium in unsern Zeiten ausgesetzt wäre. Der Fürst, welcher eine Universalkirche zu seiner Lieb-

lingsidee gemacht hat, mußte selbst gestehn, daß eine allgemeine Kirchenversammlung in den jetzigen Umständen entweder dem Konzilium von Trient, und also auch ihrem eignen Ansehn erstaunlich viel vergeben müßte, oder sich dem Gelächter des halben Europa aussetzt. Er mußte gestehn, daß grade das Mittel, welches man zur Stützung unsers Religionssistems gebrauchen, das Sistem selbst untergraben würde. Die Kirchenväter müßten einigen ältern Konzilien so offenbar widersprechen, und so viel reformiren, daß der ganze Grundsatz von Infallibilität und Tradition, und also die stärkste Säule unsers Sistems, umgeworfen würde. Heut zu Tage, wo so viel Licht auf die Kirchengeschichte geworfen ist, würde man auch die kleinste Inkonsequenz des Konziliums auf eine Art rügen, die alle Authorität und auch die vorgesetzte gute Absicht desselben scheitern machte. Der Fürst machte selbst die Bemerkung, daß mit allem Stolz auf Alterthum doch fast jedes neue Konzilium

zilium die älteren Lügen gestraft; daß man nur unbefangen unsre Kirchengeschichte studiren dürfe, um zu sehen, daß unser Sistem oft an Oertern, die man für Grundpfeiler hält, nur ein Spinngewebe sey; und daß endlich ein Universalkonzilium in der jetzigen Situation die ganze Natur der Kirche verändern und ein neues Sistem bauen müßte, welches aber in unsern sistemfeindlichen Zeiten um so weniger halten könnte, als durch diese Veränderung bey dem grossen Haufen der Grund des Glaubens an die gesetzliche Gewalt der Kirchenversammlung vernichtet würde... Von dem Widerspruch der Konzilien gegen einander selbst, und den Inkonsequenzen derselben führte Herr Gutmann verschiedne merkwürdige Beyspiele an und unter andern... Das Konzilium von Trient in seiner 25sten Sitzung de invocatione Sanctorum verdammt die, welche sagen, die Anrufung der Heiligen seye unerlaubt, oder die Seelen im Himmel könnten nicht für uns bey Gott bitten. Es beruft sich

ausdrücklich hierin auf den ursprünglichen Gebrauch der Kirche, auf die einstimmige Lehre der Kirchenväter und die Schlüsse der heiligen Konzilien. Nun verdammt im Gegensatz das laodizeische Konzilium, vom Jahr 364, welches doch den ursprünglichen Gebräuchen näher war, als das zu Trient, diejenigen, welche sich vermittelst der Engel zu Gott wendeten. Die kindliche Ehrforcht einiger Schwachen in Phrygien, welche glaubten, die hohe Majestät Gottes werde durch eine unmittelbare Supplik der armen Menschen beleidigt, gab zu diesem Schluß Anlaß. . . Ein merkwürdiges Beyspiel einer sonderbaren Logik, einer Inkonsequenz, die einem braven Mann das Leben kostete, gibt das Konzilium von Konstanz. Hanns Huß wurde zum Theil hauptsächlich wegen seiner Lehre von der Kommunion verketzert. Sehr viele seiner übrigen Grundsätze, z. B. von dem Mißbrauch der Ablässe, der Tyranney des Pabstes, von den Kirchengütern, u. a. m. wurden öffentlich auf dem Konzi-

lium selbst behauptet; ob sie schon als Klagepunkten in seinem Prozeß vorkommen. Ueber diesen Artikel sagt nun das Konzilium selbst: „Obschon Christus das höchlöbliche Sakrament bey dem Nachtmal unter zwo Gestalten des Brods und Weins eingesetzt und zu geniessen gegeben hat, und obschon in der alten Kirche diese Art der Niesung beobachtet wurde; so muß jetzt doch die Gewohnheit der Kirche für ein Gesetz gelten, und es wird unter Exkommunikationsstrafe verordnet, die, welche diesen Schluß nicht befolgen, unter zwo Gestalten kommuniziren, oder die Nothwendigkeit der Kommunion unter beyden Gestalten lehren, als Ketzer zu behandeln, und dem weltlichen Gericht zu überliefern„... „Ich bin kein Kelchner, sagte Gutmann,„ und nehme, wenn von der Kommunion die Rede ist, von Herzen gerne mit einer Gestalt vorlieb. Aber wenn das Konzilium den Gebrauch der Kirche als ein Gesetz annimmt und selbst gesteht, daß in der ersten Kirche der Gebrauch war, unter zwo Gestalten

das Nachtmal zu nehmen; so sagt es im Grunde doch nichts anders; als — Wir verdammen dich zum Ketzer, weil wir in einer Ketzerey sind, und du die Frechheit hast, uns das ins Gesicht zu sagen. Hatte der Gebrauch der ältern Kirche nicht für die neuere die gesetzliche Verbindlichkeit, welche die Gewohnheit der letztern hatte? Konnte man also ohne Ketzerey von dem alten Gebrauch abgehn? Und der Gebrauch der alten Kirche hatte doch wohl mehr Werth, als die Gewohnheit der neuern, weil er der ursprünglichen Einsetzung näher war, ganz der ersten Tradition entsprach, und die Veränderung in der Art der Kommunion nur aus einer zufälligen Nebenursache geschah. „ . . . Es ist unlaugbar, daß man in der Geschichte der Konzilien häufige Beweise findet, wie schwach die Ansprüche derselben auf eine unmittelbare Inspiration des Geistes der Wahrheit sind; wie der Kontroversgeist der Schule auch in den feyerlichsten Versammlungen die Köpfe wirre macht, und mit Bann-

stralen wie mit Würfeln spielt. Wie wenig man also in unsern Zeiten, wo man nicht mehr blind glaubt, von einer allgemeinen Kirchenversammlung für eine Kirchenverbesserung und Religionsvereinigung hoffen kann. . . Das Resultat des Gespräches; welches viel lebhafter, gesalzner und unterhaltender war, als ich Dir es in der troknen Substanz hier vorlege, war endlich; daß eine Nationalsynode unter der Leitung des Kayser Josephs das einzige Mittel seye, den alten Beschwerden der deutschen Nation und den vielen Mißbräuchen im ganzen Reiche abzuhelfen, und mit der Zeit eine Religionsvereinigung zu bewirken. Sage man jenseit der Alpen über unsre Synode was man will; wenn uns nur geholfen wird. „Meinetwegen; sagt Aeneas Sylvius in einem Brief an den kayserlichen Kanzler Schlick; „meinetwegen nenne man das Brod Stein, wenn ich Hunger habe; nur gebe man mir es. Es soll gar kein Konzilium heissen: Nenne man es eine Zusammenkunft, eine

Winkelsynode, eine Kongregation, eine Synagoge; es liegt nichts daran; wenn nur das Uebel gehoben wird. „ . . . Wenn der Schritt zu gähe scheinen sollte; so schike man einige Provinzialkonzilien voraus, welche der Nationalversammlung den Weg bahnen können. So thaten unsre wakre Vorfahren. Als zu Konstanz nichts auszurichten war, versammelten der Erzbischof von Salzburg im Jahr 1420, und die von Maynz, Trier und Köln im Jahr 1423 ihre Provinzialkirchen, und thaten aus eigner Authorität, was sie zum Wohl derselben für nöthig hielten, und was ihre Pflicht war. . . Doch ich sehe zu spät, daß mein Brief schon alle Schranken überschritten hat. Leb wohl.

Zwey u. vierzigster Brief.

den 20. May.

Wir sprachen gestern viel von dem Verhältniß unsers lieben Vaterlandes gegen den römischen Hof. Herr Gutmann erklärte mir mit seinem bewundernswürdigen Scharfsinn, wie uns die Macht unsrer ersten Kayser, ihre Eroberungen, unsre Reichsverfassung, welche den Intriguen des römischen Hofes unter allen europäischen Staaten das weiteste Feld öfnet, und endlich auch unser Nationalkarakter dem päbstlichen Hof näher stellten, als irgend eine andre Nation. Kein Volk wurde von Rom so tief gebeugt, als wir Deutschen; aber keines siegte

auch herrlicher über die Despotin. Er gieng die ganze Periode von Karl dem Grossen, der Deutschland mehr für den Pabst, als für sich eroberte, bis zu Karl dem Fünften durch; zeigte mir unter Heinrich dem Vierten, welcher baarfuß dem Pabst Abbitte thun mußte, und besonders unter Friedrich Rothbart, welchen Alexander der Dritte, als sich der deutsche Kayser demselben zu Venedig zu Füssen geworfen hatte, den Fuß auf den Naken setzte, und psalmirte: Super Aspidem & Basiliscum ambulabis &c. das deutsche Reich in der tiefsten Erniedrigung. Er zeigte mir dann, wie dasselbe erst durch den Kurverein; dann bey Anlaß des konstanzischen Konziliums und endlich zu Martin Luthers Zeiten das Haupt mit neuem Glanz empor hebte. Er machte mir die Bemerkung; wie der päbstliche Hof bey der offenbarsten Ueberzeugung doch nie den geringsten Irrthum von seiner Seite eingestehn wollte, sondern die lächerlichsten Anmassungen bis auf den heutigen Tag mit einer unbe-

schreiblichen Hartnäckigkeit behauptete, aus Forcht, wie der Kardinal Preneste dem Pabst Hadrian sagte, das Eingeständniß eines Irrthums würde sein ganzes Gebäude durchlöchern: Wie man alle Verbesserungen mit gewapneter Faust von ihm ertrotzen mußte. Er schloß endlich mit der Erklärung, wie die unglükliche Verfassung des Reichs, der Mangel unsrer Fürsten an Vaterlandsliebe, eine gewisse Trägheit derselben und ihr Interesse, welches der Pabst in sein Spiel zu ziehn wußte, in neuern Zeiten die Nation zum Theil noch unter dem schweren Joch seufzen liessen, u. s. w.... Doch anstatt dir einen troknen Auszug von Herrn Gutmanns Gespräche zu machen; will ich dich für dießmal mit einem Stük des Alterthums regaliren, welches uns Freher aufbewahrt hat; worin Deutschlands Situation in Bezug auf den römischen Hof mit unnachahmlich starken Farben gemalt ist; und welches ich mit goldnen Buchstaben auf die Tapeten in den Kabineten aller katholi-

schen Fürsten Allemaniens schreiben mögte. Es bezieht sich zwar nur auf eine einzle Thatsache, auf den Zug wieder den Türken, welchen Pabst Leo der Zehnde den deutschen Fürsten vorschlug, um die Aufmerksamkeit derselben von der gährenden Kirchenverbesserung abzuziehn, und den deswegen zu erhebenden Zehenden. Doch sind auch Feuerblike auf das Ganze darin, die nur ein Genie, wie Ulrich von Hutten, thun konnte. . . Im Jahr 1519. kamen päbstliche Legaten in die Versammlung der Stände des deutschen Reichs, welche nicht genug zu sagen wußten, was für die dapfern Deutschen für Lorbeer, was für herrliche Provinzen im Reich der Sarazenen und zugleich auch im Himmelreich zu erobern wären, wenn sie den Zehnden zum Türkenzug bewilligten. Hutten beantwortete diese Fodrung an die Fürsten Dentschlands, wie folgt. . .
„Wenn je Deutschlands Fürsten Klugheit, Entschluß und Eintracht zur Vertheidigung der Ehre und des Wohls des ganzen Reichs nöthig hatten, vortreflich.

ste Häupter des Reiches; so ist es, wie mich dünkt, in diesem Augenblik, wo Abgesandte der römischen Raubsucht und der schändlichsten Despoterey erscheinen, welche die Sklaverey so schön überpinseln können, daß sie schon in die innersten Eingeweide der Menschen eingeschlichen ist, ehe man die Ketten fühlt. Denn die Schlingen werden so studirt gelegt, daß die witzigen Leuthe darauf rechnen, ihre Fallstrike würden von niemand, am wenigsten von Euch Deutschen entdekt, die sie für angefüllte Wänste und Trunkenbolde halten und ausschreyen, und in dieser Vorstellung mit mehr Zuverläßigkeit ins Garn zu sprengen hoffen. Die verflossenen Zeiten haben den Betrügern Muth für jetzt gemacht: Denn wurde ihnen je ein verführerisches Gesuche von der Art abgeschlagen; wenn es wenigstens ein Mann that, der nur halbwegs sich drauf verstand, einem schlimmen Streich Schminke zu geben? Es ist weltkündig, daß die ganze Christenheit ohne Ausnahme von diesen Witz-

lingen ist hinter das Licht geführt, und daß Könige und Fürsten hämisch von ihnen sind betrogen worden. Aber wenn man es genau betrachtet; so ist keine Nation so oft, als die unsrige hinter das Licht geführt und betrogen worden. Ich weise dich, edles Deutschland nicht auf Bücher zurük, um die Wahrheit davon einzusehn. Die Erfahrung unsers Zeitalters ist Beweis genug. Um so viel mehr förchte ich, die Unwissenheit der verflossenen Zeit werde dem Uebel, womit du jetzt bedroht wirst, behilflich seyn. Ich will dir, liebes Vaterland, meine Gedanken hierüber vortragen. Neues hörst du nichts von mir. Alles was ich dir zu sagen habe, könnten deine edeln Fürsten dir noch besser sagen... Man hielt zu Rom ein vierjähriges Konzilium, anfangs über das gemeine Wesen der Kirche. Man war mit den Angelegenheiten der Kirche noch lange nicht zu Ende, als man schon einen einstimmigen Schluß über die Erhebung der Zehenden herausgebracht hatte. Nun hat-

te man den Stein an sein Ziel gewälzt. Es beliebte also alle übrigen Geschäfte, als unerhebliche Artikel zu beseitigen, und nach Anrufung des h. Geistes die Versammlung auseinander zu lassen. Man sagte Gott Dank, durch den unsre Geschäfte angefangen und wohl geendet werden. Und natürlich ist es eine Gottlosigkeit zu zweifeln, es könne etwas, welches dem Konzilium gefallen hat, Gott mißfallen, als welcher den Titel dazu hergibt. Man machte hernach Friede unter den Königen; und dann willigte man einstimmig ein, mit vereinter Macht dem Türke zu Leibe zu gehn. Nun werden unverzüglich vier Apostel, vielleicht auch einer mehr, zu den kristlichen Völkern geschikt, welche die Könige und Fürsten zu dem Türkenzug spornen und Geld melken sollen. Vermuthlich gab man ihnen den Auftrag bey der Abreise: „Geht in die ganze Welt, und predigt: **Wer glaubt und den Zehenden zahlt, wird selig.** Zu Bologna sah ich neulich drey Apostel von der Art mit einem Pracht und Glanz einziehn,

womit sie auch die Augen eines klugen Mannes hätten blenden und ihn verführen können. . . Erweitert das Reich der Christen, edle Deutsche! Schlagt den abscheulichen Feind zu Boden! Zur Ausbreitung des Namens Christus müßt ihr alle Fäserchen anspannen! Niemand ausser dem, welcher lieber dem Türken als Christus dienen will, kann so blind seyn, daß er nicht das Gute und Heilige der Sache einsehen solle. . . Aber unter diesem Vorwand, unter dieser Schminke von Heiligkeit, unter der Maske dieses heiligen Namens das arme, unerfahrne Volk zu plündern, den Nationen das Blut auszusaugen, die Schatzkammern der Könige zu bestehlen; das sind erweislichere Schandthaten, als was wir von den Türken zu befürchten haben. Ich will eben aus dem Gelde an und vor sich selbst nicht so viel Aufhebens machen; denn der Bösewicht kömmt immer schneller dazu als der ehrliche Mann; aber das dörfen wir auf keine Art zugeben,

daß der Satansengel im dem Kleide eines Engels des Lichtes zu uns komme, und uns im Kelche des Heiligthums Gift der Hölle darreiche; daß das Volk Gott einen Gefallen zu thun wähne, und dem Geitz, der Mutter der falschen Religion, opfere. Es ist immer schändlich zu fehlen, irre zu gehn, sich betriegen zu lassen; aber das schändlichste ist, durch die Religion, welche uns die Güte des Himmels zur einzigen Wehre gegen die bösen Sitten geschenkt hat, verführt zu werden. Diese Tochter des Himmels weiß von keinen Künsten, als erst Gott aus allen Kräften, und dann den Nächsten wie sich selbst zu lieben. Aber wie können wir Gott lieben, wenn wir zugeben, daß seine heiligen Gebothe so öffentlich entehrt werden! Doch wir helfen der Bosheit nicht so sehr durch eignes Handanlegen, als durch läßiges Nachsehn auf die Beine. Liebt der seinen Nächsten wirklich, welcher ihn leiden läßt, wenn er ihm helfen kann? (Deutsche katholische Fürsten! Eure Untertha-

nen, eure Nächsten leiden!) Ich mag den Freund nicht, der sich um mein Wohl nichts kümmert. Wer mir Unrecht thun sieht, und mich dagegen nicht vertheidigt, ist mir so gut als Feind. Und doch lesen wir nicht, hören wir nicht Fälle von der Art; sondern wir sehn sie täglich vor unsern Augen; und keine Seele sträubt sich gegen das Unbild: Mit thörichter Geduld sehn wir Gottes Schande für einen ihm schuldigen Gehorsam an. Aber wollte Gott, es wäre so leicht diese Dinge ganz zu vermeiden, als Vorwürfe darüber zu machen! Wollte doch Gott auch, unsre Fürsten sähen nicht ewig durch die Finger, und wollten, wenn sie das Ganze nicht heben können, wenigstens einen Theil des abscheulichen Mißbrauchs abstellen! Wie viel besser würden sich Staat und Kirche befinden! Ich glaube, ein Reich wird am sichersten erhalten, wodurch es empor kam. Aber das Reich Christus schwang sich nicht durch Schwerdt und Waffen, sondern durch Frömmigkeit und gute

Bey-

Beyspiele zu seiner Höhe. Mit diesen gieng alles verloren. Wie viele Reiche verlor die Christenheit, weil wir die Mittel zu Grunde gehn liessen, wodurch sie erobert wurden! Von der Frömmigkeit ist nur der leere Namen noch da. Einige von uns lassen sich ihr ganzes Leben durch Allerheiligste nennen, und mit ihrem Tod stirbt die ganze Heiligkeit: Und von diesen breitete sich ursprünglich das verderbliche Gift aus. Gar bald waren die übrigen Vorsteher angestekt. Kein Wunder ist es also, daß die Gunst des Himmels uns verläßt, uns nicht mehr kennt, uns dem gottlosen Feind zum Raub überläßt. Sobald die Päbste zu Rom anfiengen, Weltliches und Geistliches durch einander zu kneten; ja sogar nach Beseitigung alles Geistlichen blos am Weltlichen hiengen; so zeigte gar bald die Folge, wie wohl sich das Christenthum dabey befand, und wie gefällig es dem Himmel war. Das Aeussere gieng verloren, und unendlicher Aufruhr zerrüttete das Innere. Nun verachtet man, was

Gottes ist; verkauft Kristus; nimmt der Heerde die Wolle, und um das Hüten kümmert man sich nicht. Von Spanien, Frankreich und Osten und Westen mag ich nichts sagen: Was hat sich nur unser liebes Deutschland unter Friedrich und Maximilian für Pallien und andern Quark dieser Art verblutet! Hätte Rom alles das, wie die Abrede war, in den Fiskus gelegt, *) oder Deutschland, wie billig war, es zusammengespart; so hätte man jetzt zur Bestreitung des Krieges in Asien Geld in Ueberfluß, und nicht

*) Pabst Johann der XXIII. wußte es anderst zu gebrauchen. Als man ihm mit der Absetzung drohte, gab er zu verstehen; es seye ihm eben so bang nicht; denn er habe an verschiednen Orten 1700000. Gulden von Annaten, Palliengeldern rc. in Sicherheit gebracht. . . Die Französischen Gesandten behaupteten, es müßte lauter französisches Geld seyn, und seine Kardinäle müßten obendrein noch wenigstens die Hälfte dieser Summe unter sich getheilt haben. Aber Deutschland hatte ohne Zweifel mehr Ansprüche auf diese verborgnen Schätze. Siehe von der Hardt, 1. Band, 2. Theil. p. 154.

nöthig, die kristliche Welt ins Gedränge zu bringen, die Unterthanen arm zu machen, und die Armen, bald sollte ich sagen, zu schinden. . . Der Pabst hat Einkünfte aus seinen Staaten, die mancher kristliche König nicht hat; und doch kaufen wir Pallien, schiken schwerbeladne Esel mit Gold nach Rom, versprechen Geschenke, geben Gold für Bley hin, und lassen unser Blut durch Abläße ab. (Hutten spielt mit negligentiæ und indulgentiæ.) O bodenloser Geitz der unersättlichen abscheulichsten Hunde, wie man beym Propheten Daniel findet. . . Ich halte ein Pallium für ein heiliges Ding; wenn es die Frömmigkeit befördert, und dem gemeinen Wesen nicht schadet. Aber da uns die Erfahrung so vieler Jahrhunderte das Gegentheil sagt, und die Pallien nur die heimlichen Werkzeuge des ausschweifendesten Geitzes waren; so stehe nun einmahl einer troz dem päbstlichen Bannstral dagegen auf; oder man gebe eine gegründete Ursache des Geldverschikens an. Ein rechtschafner

Bischof, der mit reinem Gewissen und durch die einstimmige Wahl der Brüder zu der Würde kömmt, thut es nicht; sondern nur der, welcher sich um den römischen Bettellumpen (Der Ausdruk ist grob: Aber ich übersetze) auf des Landes Kosten bewerben will. . . Der Apostel Paulus weiß nichts davon, daß man sich soll bey der Nase herumführen und hudeln lassen. Anstatt der kristlichen Liebe haben sie nur die Grundsätze der Tyranney im Herzen; vor der Thüre haben sie Schafpelze um; wenn sie aber drinne sind, so sind sie reissende Wölfe. Der gerechte Aerger über den bübischen Geiz, welcher die ganze Welt unter dem Schein der Religion verderbt, erschüttert mich in meinem Innersten. Zeige mir Einer auch nur den unbedeutendesten Flek, der von dieser Pest nicht angestekt seye. Welcher Staat ist nicht gekränkt? Welcher Fürst in seinen Rechten nicht beeinträchtigt? Welches Haus und Kollegium der Geistlichkeit nicht beflekt? Wer hat das Sittenverderben, welches

unsre Ahnen nicht kannten, in Deutschland verbreitet? Wer lehrte Dinge, die man ohne Schameröthung nicht nennen kann? Wer schändet die menschliche Gesellschaft? Wer ist Meister in den schönen Künsten zu betrügen, zu beutelschneiden, falsch zu schwören, Testamente unterzuschieben, die heiligsten Dinge zu entheiligen, Zänkereyen und Prozeßhändel anzuzetteln, die harmlosesten Leuthe zu beunruhigen, Himmel und Erde durcheinander zu mengen? Hat nicht Rom die Büchse der Pandora geöfnet, woraus all das Uebel in die ganze weite Welt umher geflogen ist? So daß kein Wald und keine Einöde, wo sonst nur Thiere wohnen sollten, von der Seuche mehr frey ist. Die bischöfliche Würde ist in unsern Augen heilig; aber trette ein Bischof auf, dessen Würde nicht gekränkt worden ist. Wir wollen ihn als ein Meerwunder empfangen. . . . Wie viele Beyspiele haben wir nicht vor der Hand, und selbst Euer gegenwärtiges Betragen dient mir zur Bestätigung. Ihr wollt

wider den Türken ziehn. Ich lobe Euern Entschluß; aber förchte, ihr irrt Euch im Namen. Sucht den Türken in Italien, nicht in Asien. Unsre Könige alle sind jeder für sich im Stand, den asiatischen Türken von ihren Grenzen zu vertreiben. Aber dem andern Türken ist die ganze kristliche Welt nicht gewachsen. Jener schlägt sich mit seinen Nachbarn herum, und hat uns noch nichts zu Leid gethan. Dieser wüthet überall, und dürstet nach dem Blut der Armen. Diesen Zerberus könnt ihr nicht anderst, als durch einen Goldfluß zahm machen. Hier braucht ihr kein Heer, keine Waffen. Die Zehenden wirken mehr, als Schaaren Reuter und Armeen. . . Wenn ich die Sache genau beherzige; so sehe ich nur zwey Wege für Euch offen; nämlich, entweder aus einem Trieb des Aberglaubens von Euern Unterthanen Geld zu erpressen; oder im Weigerungsfall des Pabstes Bannstral zu erwarten. Schlagt ein welchen Ihr wollt. Aber nur der wahnwitzige Aberglauben kann sich bere-

den, Gott im Himmel, der alles mit gleichbilligem Auge ansieht, lasse sich von dem Wink der Florentiner (Leo X. war aus dem Haus Medicis) hin und her bewegen; werde böse auf den, welcher nicht gibt, und wieder jenem, der die Hand aufthut, gnädig. Der Donnerkeil des Statthalters Christi ist immer keine nichtsbedeutende Sache; aber man muß nicht auf jeden Schlag desselben zittern, besonders wenn er augenscheinlich aus menschlicher Leidenschaft gethan wird; Christus Zorn macht mich zittern; aber nicht das Griesgramen der Florentiner. Nun aber betrift unser vorliegendes Geschäfte nicht Christus; sondern Florenz. Verflossenen Sommer wurde ein kostspieliger Krieg gegen den Herzog Franz von Urbino gefochten. Er wurde auf die Seite geschaft; und Lorenz von Medicis war sein Nachfolger. Julius II war nicht vorsichtig genug bey der Sache; sonst hätte er sich mehr Geld dabey gemacht. Man erfand also ein anderes Mittel, zu Münze zu kommen. Die Kardinäle, bey

denen man Schätze vermuthete, mußten sich gegen das Leben des Pabstes verschworen haben; Ihre Güter wurden von dem Fiskus eingezogen. Hierauf entstand unter den Kindern des heiligen Franziskus das bekannte Gezänke: Wie viel dieses den florentinischen Zungendreschern, die nach Belieben die Sache auf alle Seiten zu lenken und zu wenden wußten, eingetragen, mag ich hier nicht sagen, weil das, was Bettler darschießen konnten, allen Glauben übersteigt. Ich will auch die Menge der in Städten und Fleken errichteten Kreutze übergehn, die alle nach Maaß des Opfers gnädig waren. Auch den tragikomischen Auftritt mit der Peterskirche will ich beseitigen, so sehr er auch Lachen und Unwillen erregen kann. Den Tempel des Herrn, den Tempel des Herrn, den Tempel des Herrn, schreyt der Prophet; aber das ist der Tempel des Herrn nicht. Lorenz baut; nicht Petrus. Nachts gehn die Steine spatzieren. Es ist nicht meine Erdichtung, vortreflichste Fürsten des römischen Reiches!

Wie viel müssen wir zum Bau dieser Kirche hergeben; woran nur zwey Handwerker arbeiten, und der Eine von ihnen hinkt noch dazu. Letzthin, als eine Menge Fremden nach Rom kam, machte man zwar mit dem Bau einen schreklichen Lärm. Da wars ein Klopfen, Ein Laufen, Ein Schreyen. Man hatte gemalte Engel angebracht, welche die Beysteuer der Fremden annahmen, und damit in die Lüfte flogen. Ihr müßt mit mir über die künstliche Vögelfangerey lachen: So lachte ehedem Vater Cyprian aus Unwillen, als er Christus mit Ohren und Füssen eines Esels abgemalt sah. Beweinenswürdiges Schiksal des verderbtesten Jahrhunderts, wo die äusserste Nachläßigkeit der Bischöfe und Fürsten ihr Volk so bübisch betrügen läßt! Alle diese Künste sind Gebuhrten des florentinischen Trugwitzes, und er geht mit noch abscheulicheren Künsten schwanger. Gebt nur acht, wie Euch jeder Tag neue Sorge machen wird; wenn nicht ein Stekfluß des dikleibigen Pab-

stes einen Strich durch die Projekte macht. Wenn der Fürst von Urbino wird auf die Seite geschaft seyn; so kömmt dann die Reihe an den Fürsten von Ferrara. Ist dieser vertrieben, dann stiften wir ein Reich, und grüssen den Lorenz Medicis, einen Bürger von Florenz, als König von Thuscien. Da aber das Menschengeschike wandelbar ist, und Leo der Zehende vor dem erwünschten Ende dieser Entwürfe sterben, und der Nachfolger desselben den Lorenz von seinen Usurpationen leicht wider vertreiben kann; so muß auf allenfalls Lorenz irgend eines mächtigen Herzogs Tochter in Frankreich zur Gemahlin haben, daselbst ein Fürstenthum kaufen, und, wie es einem klugen Mann, der aus zwey Reichen flüchtig gieng, zukömmt, eine Retirade gegen die zu erwartenden schlimmen Streiche des Glückes haben. Der Kauf ist geschehen, die Briefe sind unterschrieben und die Bürgschaft ist geleistet. Wir waren lange genug Medicis; wir müssen Fürsten und Könige werden... Hier

habt Ihr in kurzem die Ursache der Zehendenfodrung, und die Feindseligkeiten des Türken beysammen. Aus Wuth des Aberglaubens seyd Ihr Mörder an Euch selbst. Hintertreibt daher den tollkühnen Anschlag. Macht Euch durch Nachsicht nicht zu Mitschuldigen der Bosheit. Thut, was Recht ist, und die Vernunft Euch anräht. Denkt, daß Ihr Deutsche seyd, das ist, von Natur das freyste Volk, wie selbst Eure Feinde von Euch geschrieben haben. Gebt nicht zu, daß Euch jemand, am wenigsten Florenz, zinsbar mache. Unsre Bischöfe sollen das schändliche Joch der Sklaverey vom Hals schütteln, und als Richter in das Mittel tretten. Aber alle sind scheu: Hie und da mukset zwar Einer; aber laut will keiner reden; der aus Forcht vor dem Bannstral, jener aus Hofnung einer neuen Ehrenstelle. Der Einzige mir unschätzbare Laurentius (von Bibra, Bischof von Würzburg) hat Muth, sich zu fühlen, zu ermannen und aufzustehn. Oft

hat er schon durch seine Klugheit den heranziehenden Sturm von dem fränkischen Kreis abzuwenden gewußt. Er verdient eine goldne Krone, eine Kayserkrone, wenn er auch dieses Ungewitter abhalten kann. Gott lenke seine Gedanken alle auf diesen wichtigen Gegenstand. u. s. w.

Ich, Bruder, kenne kein Stük, weder in der ältern noch neuern Geschichte, worin der päbstliche Nepotismus, welcher das deutsche Reich so viel gekostet hat, in besseres Licht gestellt wäre, als diese Rede von Hutten. Wie scharf wird zugleich der römische Tandkram, und die Nachläßigkeit der deutschen Fürsten gerügt, welche den Marktschreyern erlauben, ihre Bude auf Kosten des Publikums aufzuschlagen! Wie abscheulich wird die päbstliche Gesandschaft prostitutirt! .. Wären Luther und Karl der Fünfte nicht gekommen; wie schändlich hätten wir gute Deutschen uns vielleicht noch brauchen lassen, das weltliche Gebieth seiner Heiligkeit auf unsre Kosten zu vergrössern,

oder irgend die Familie eines Pabstes in den Fürstenstand zu erheben! Vielleicht hätte der Statthalter Christi durch deutsches Geld und deutsche Arme noch manche von den vielen Provinzen, wenigstens von denen jenseits der Alpen, in Besitz bekommen, auf welche er nach dem Genebrard und Marcello ernstliche Ansprüche macht. Ich will dir das Verzeichniß davon, wenn du es nicht schon aus Le Brets Betrachtungen über die Nachtmalsbulle kennst, zum Schluß des Briefes anhängen, in der Hofnung, du werdest dich satt lachen. . . Acerra, Agobbio, die Cottische Alpen, Ameria, Anagan, Ancona, Königreich Arragonien, Avignon, Bagnacavallo, Herzogthum Benevento, Betretto, Blera, Königreich Böhmen, Bologna, Brettinora, Calabrien, Campagna die Roma, Capua, Caspi, Cattolica, Cesarea, Cesena, Classe, Comacchio, Conca, Correggio, Corsica, Königreiche Dacien, Dalmatien und Croatien, das Herzogthum Rom, Amnilien, das

das Exarchat, Esi, Faenza, Fano, Fermo, Ferrara, Flaminia, Fiumicino, Fondi, Forli, Forlimpopoli, Königreich Frankreich, Friaul, Fromone, Königreich Jerusalem, Gese, Horto, Humana, das abendländische Kayserthum, Imola, Königreich England, Irrland, Istria, San Leo, Ligurien, Lombardey, Mantua, ankonitanische Mark, San Marino, Mirandola, Modena, Monselica, Monte Bardone, Monte die Lucato, Monte Feltro, Montefiascone, Königreich Neapel, Narni, Ninse, Norba, Königreich Norwegen, Orvieto, Osino, Sumpf zwischen dem Milicio und dem Po, Parma, Patrimonium Petri, Perugia, Pesaro, Piacenza, Polimartio, Portugall, Preneste, Königreich Apulien, Radicofani, Ravenna, Reggio, Königreich der Longobarden, Riete, Rimini, Rom, Romagna, Königreich der Reussen, Sabinerland, Königreich Sardinien, Sarmento, Sarsina, Serra, Königreich Sicilien, Sinigaglia, Sitia, König-

reich Spanien, Herzogthum Spoleto, Königreich Schweden, Suriano, Tiberia, Terra die Lavoro, Terracina, Todi, Toscana, Königreich Siebenbirgen, Trento, Troja, Tusculo, Provinz Venetien, Königreich Ungarn, Urbino. . . Ich hab dir das unterstrichen, was das Haus Oestreich in Besitz hat, und worauf es mit sr. Heiligkeit zugleich Ansprüche macht. Die verschiedenen wenigstens noch nicht ganz aufgegebne Reichslehen in Welschland, welche der Pabst vermuthlich als abendländischer Kayser in Anspruch nimmt, kannst du nach Belieben in dem Verzeichniß aufsuchen; und es wird dir nun nicht mehr so unbegreiflich seyn, wie noch im 15ten Jahrhundert die Päbste von unsern Kaysern eine Art von Huldigung fodern konnten, und wie der römische Kurialstil die Ankündigung der Thronbesteigung unsrer Imperatoren, oder eine Art von Kompliment, welche unsre Publicisten Reverentia nennen, obedientia nennte, welchen

Ausdruk Aeneas Silvius sogar bey einer Versammlung der Reichsstände noch im fünfzehenden Jahrhundert gebrauchen durfte: Mittendam esse more Majorum *obedientiam*, sagte er dreiste, wie in den Kommentarien des Gobelins über das Leben Pius des Zweyten zu lesen ist.. Leb wohl.

Drey

Drey u. vierzigster Brief.

den 6ten Juni.

Lieber Bruder! Ich überzeuge mich nach und nach, daß die einfache Vernunftreligion, in der Ausübung, im Gottesdienstlichen nicht die beste sey. Dagegen hab ich nichts, daß sich die kristliche Dogmatik und Sittenlehre immer mehr der Philosophie nähern. Aber die Dogmatik und Philosophie werden nie die Speise des grossen Haufens werden, und auch der Denker wird, glaub' ich, an einer gewissen Mannichfaltigkeit von äusserm Gepränge, an einer sinnlichen Verzierung des Gottesdienstes Geschmak finden, wenn der sinnliche Ausdruk einen Gedan-

ken, eine Wahrheit zum Grund hat. Das ganze Einfache und Regelmäßige ist hier, wie in allen menschlichen Dingen, ohne Vergleich das Ennuyanteste. So schön der Riß und der erste Anblik einer ganz gleich, grade und ganz regelmäßig gebauten Stadt ist, so ekelhaft wird einem die ängstliche Ordnung derselben in die Länge im Vergleich mit einer andern wohlgebauten Stadt, worin eben die Häuser nicht alle in gleichen Parallelen und in immer gleicher Entfernung stehn. Hat die Natur nicht in allen ihren Theilen eine gewisse Unordnung und Mannichfaltigkeit zum Grund ihrer Schönheit gelegt? Aber ein Hanswurstenjak ist mit all seiner Buntheit auch wieder ein sehr abgeschmaktes Ding. . . . Wäre es nicht möglich, das Sinnliche, Phantastische unsers Gottesdienstes, die Bilderey und das Gepränge überhaupt zum Ausdruk gewisser moralischer Wahrheiten zu machen, und zur Erhebung der Seele zu benutzen? Das Ueberflüssige und Kindische müßte weggeschnitten,

und das Brauchbare aus dem Mönchsunsinn in faßliche Ideen umgeschaffen werden. Ich will dir meine Gedanken hierüber flüchtig hinwerfen, und nach Belieben und Muße kannst du draus sieden oder braten, was du willst.

Das Latein würde ich nicht gradezu ganz verwerfen. Man müßte hier den Unterscheid zwischen Pfarrverrichtungen, die für das Volk sind, und dem Kirchendienst der Korherrn und Ordenshäusern machen, der ausschließlich für diese ist. Diese könnten immerhin ihr Brevier lateinisch bethen, Psalmen, Hymnen und die Officien lateinisch singen. Es kann viel zur Erhaltung der sonst todten Sprache beytragen. Ich sorgte aber dafür, daß alle Geistliche ihr Brevier verstünden. Ich liesse jeden vor der Weihe sehr strenge examiniren, und nicht eher die Krone auf dem Kopf haben, bis er sein Latein vollkommen inne hätte. Ich sorgte auch dafür, daß der Kirchengesang meiner Geistlichen anständiger, und

nicht der elende Schlendrian wäre, wobey sie weder denken noch fühlen. Sie müßten mir alle einen guten Koral lernen, und der Kapuziner dörfte mir nicht so abscheulich durch die Nase schnarren; der Karthäuser und Franziskaner nicht aus voller Gurgel brüllen, und der Korherr und Vikarius nicht das Officium in einem Athem herschnattern, damit er bald zur Kirche wieder hinauskömmt. Aber Tauf, die Absolution nach der Beicht; kurz die Bedienung der Sakramente überhaupt sollte meines Erachtens so wie auch die Messe deutsch seyn; weil nach dem Sinn ihrer Einsetzung das Volk Theil daran nehmen soll. Wie werden nicht Messe und Sakramente durch die unverständliche Sprache und die mystische Art ihrer Bedienung für das Volk vernichtet! Die Lossprechung lispelt der Pfaff nach der Beicht lateinisch in seinen Bart, und doch maßt er sich an, dem Beichtenden im Namen der Kirche ein richterliches Urtheil zu sprechen. Wie lächerlich wäre es, einem Bauern in Deutschland vor

seiner Gerichtsstelle ein griechisches oder französisches Urtheil zu sprechen? . . Als die lateinische Sprache zu uns kam, war unsre Muttersprache gleich den übrigen arm und ungebildet. So lange das Christenthum in dem übrigen Europa ausser Italien nur kolonienweise bestand, war sie sowohl wegen der Verbindung mit dem Mutterlande Italien, als auch wegen der Unmöglichkeit, das Kirchliche in alle die Jargons, die besonders während der Völkerwandrung unzählig müssen gewesen seyn, zu übersetzen, ein Bedürfniß für die Kirche. Aber nun, da das Christenthum bey uns nationalisirt und unsre Sprache ausgebildet genug ist, um die Messe und Sakramente auch dem Bauern verständlich zu machen; so könnten wir, dächt' ich, leicht diese todte Sprache entbehren.

Die Bilder mögte ich auch nicht alle zur Kirche hinausschaffen: Aber die heiligen Michaels mit den feurigen gezükten Säbeln und den Teufel an Ketten zü ihren Füssen; die heiligen Rochus mit den

Pestbeulen auf dem nakten Schenkel; die heilige Apollonia mit der Zange und einem ausgerissenen Zahn daran, die mit ihren abgeschnittenen Brüsten auf einem Kredenzteller, Lorenz mit seinem Roost, Sebastian den Leib über und über mit Pfeilen bestekt, Eustach mit dem Hirsch, der zwischen dem Geweihe ein Kruzifix tragt, ꝛc. alle die Leuthe, welche unsre Kirchen zu Rüstkammern aller peinlichen Instrumente und zum scheußlichen Theater aller Krankheiten und Narrheiten machen, müßten mir für verdientere Personen Platz machen. Das Bild des gekreuzigten Heilands sollte immer auf dem ersten Altar der Kirche in Lebensgrösse als ein Denkmal des grossen Werks der Erlösung stehn. Aber Wunder ließ ich es nicht wirken; auch dörfte es wie in einer gewissen Reichsstadt keine Allongeperüke aufhaben, noch schwarz, noch goldgelb, noch wie geschunden seyn. Es müßte von einem guten Meister so natürlich und anständig gemacht seyn als möglich ist. Aber die meisten übrigen Vor-

stellungen des Erlösers wollte ich mir in der Kirche verbethen haben. Der Stall zu Bethlehem, wo der neugebohrne Christus zwischen dem Oechslein und Eselein liegt; die Werkstette seines Nährvaters, des Zimmermanns Joseph, worin der Heiland als ein 7 — 8 jähriger Knabe, wie in dem Refektorium eines Klosters in der Reichsstadt **, auf einem Stekenpferd reitet; oder die Hobelspäne sammelt, oder Holz sägt, oder Beile schleift rc. wie man häufig gemalt sieht; die Flucht nach Egypten, die Hochzeit zu Kannah rc. sollten in der Kirche wegbleiben: Allenfalls könnte man die merkwürdigern Auftritte des Erlösers auf den Nebenaltaren noch gelten lassen. . . Die Mutter des Heilandes sollte mir auch nicht als in zwey oder höchstens drey Gestalten in der Kirche erscheinen. Die Verzierungen aus der lauretanischen Litanie, wo sie emblematisch als Himmelspforte, Morgenstern, güldnes Haus, Helfenbeinerner Thurm, Arch des Bunds, Wurzel Jesse u. s. w. vorgestellt wird; die Vorstellung dersel-

ben als Himmelskönigin, wo sie von der heiligen Dreyfaltigkeit gekrönt wird; die schmerzreiche Mutter mit sieben Degen auf der Brust, u. a. m. sollten platterdings verbothen werden. Einmahl könnte sie bey dem Gruß des Engels als ein Ideal von Schönheit, mit dem Ausdruk einer in den Himmel verzükten Seele, und dann als Mater dolorosa unter dem Kreutz auftretten. Als Mutter mit dem Kind auf den Armen, aber allezeit nur als ein sauberes Stük Arbeit könnte man sie auch gelten lassen. . . Die Apostеln und die Bekehrer des Landes könnten auch ihren Platz haben. Aber hauptsächlich würde ich darauf sehen, daß ich Heilige in meiner Kirche hätte, deren Tugenden das Volk nachahmen kann. Wozu die Bilder der Mönche, die sich im Schnee oder in Dornen gewälzt, zu Tode gehungert, gegeisselt, oder auch durch ihre Keuschheit umgebracht haben? Soll das Volk sie nachahmen? . . Wäre es nicht möglich, Muster von guten Bürgern, Wohlthäter des Staats, Er-

finder oder Beförderer nützlicher Künste, Leuthe die sich für das Vaterland aufgeopfert haben, in der Kirche aufzustellen? Welchen Reitz würden ihre Tugenden für die Gemeinde haben, wenn sie von der Religion glänzend gemacht würden? Freylich fiel dann die hohe Verehrung des Volks um einige Grade herunter, wenn man ihm gewöhnliche Menschen darstellte. Aber das ist was ich wünsche. Das Un- oder Uebermögliche an unsern Heiligen ist die stärkste Verführung zur Abgötterey. Mit den unnatürlichen Karrikaturen fiel auch die Anbethung der Bilder weg. . . Ich hab verschiedne Ursachen warum ich die Bilder nicht ganz aus der Kirche verbannen mögte. Wenn sie zwekmäßig gewählt werden, so könnten sie gewiß für das Moralische des Volks eine gute Wirkung haben. Und dann, wie wohlthätig sind sie für die Kunst? Wenn wir auf einmahl unsre Kirchen so nakt wie die Reformirten machen wollten, wie viele Künstler müßten betteln? Wie manches Genie blieb unentwikelt? Der Re-

ligion haben wir die erste Aufnahme der Kunst in Italien zu danken. . . Alle Stüke in meiner Kirche müßten von Kennern geprüft werden, und keinem schlechten gestattete ich den Eintritt. . . Durch guten Unterricht, Verbiethung der Opfer, Wallfahrten, und des Herumtragens der Bilder bey Prozeßionen und unmittelbarer Gebethen an die Heiligen sorgte ich, daß die Verehrung derselben in ihren Schranken bliebe. . . Mit der Musik hielt es eben so. Die Schnurpfeifereyen der Schulmeister auf Dörfern, Fleken, und in kleinen Städten, und auch die häufigen lateinischen Aemter müßten unterbleiben. Unser Gottesdienst ist meistentheils nur privat; denn bey einer lateinischen Messe oder Vesper nimmt der gemeine Mann keinen Theil an dem Gesang. Unsre Gesangbücher sollten verbessert, und das allgemeine Singen in der Kirche gewöhnlicher werden. Die hübschen Liederchen: „Herzjesulein süß, o Jesulein süß ꝛc.: In dulci Jubilo, seyd frölich und seyd froh ꝛc.; Es kam ein Engel vom Him-

mel gerannt, des b n ich froh, bin ich froh, froh froh froh, Benedicamus Domino &c. sind wie ausdrüklich dazu gemacht, daß der Singende nicht dabey denken solle. Die Instrumentalmusik sollte auch zum Behuf der Kunst und der Künstler und zur angenehmen Abwechslung nicht ganz abgestellt, sondern nur auf höhere Feste verspart werden. . . Prozeßionen hielt ich das Jahr durch nur zweymal; einmahl die gewöhnliche auf St. Markustag durch die Felder der Gemeinde, um von Gott Segen für die Erndte zu erbitten und die schöne Jahrszeit zu bewillkommen; und die andre nach der Erndte oder Weinlese, um Gott zu danken. Die Fahnen ließ ich ihnen; aber keine Bilder dörften mitgeschleppt werden. Wenn einige passende Lieder gesungen wären, müßte der Geistliche auf offnem Felde eine Predigt halten, die sich auf die Absicht des Bittganges bezöge. Er würde im Frühjahr meinen Bauern Fleiß und in der Arbeit Vertrauen auf den Segen des Himmels empfehlen; nach einer

reichen Erndte ihren Freudetaumel und ihre Ausgaben zu mäßigen; nach einer schlechten aber mit allen Religionsgründen sie zu trösten suchen. — Das Fegfeuer ließ ich wegen einigen Nebenbegriffen so lange bey meinem Volk, als es von selbst bestehn würde. Zur Unterstützung desselben trüg ich aber nichts bey. Ich sorgte sehr dafür, daß meine Pfaffen, will nicht sagen keine Kapaune und Enten, sondern nicht einmal Erdäpfel daran braten könnten. Die Messen für die Verstorbnen müßten unentgeltlich gelesen werden. Es ist leicht abzusehn, daß, sobald das Interesse der Geistlichkeit aus dem Spiel gezogen ist, die armen Seelen Bruderschaften auch nach und nach eingehn werden. Einer von den Nebenbegriffen, welcher mir aus politischen Absichten das Fegfeuer nicht gradezu verwerflich macht, ist die jährliche Erinnerung der Verstorbenen einer Familie bey der Gräberbeleuchtung auf den Allerseelentag. So heidnisch auch die Zeremonie ist, so glaube ich doch eine sehr gu-

te Wirkung derselben bemerkt zu haben. Die Wittwe, welche mit den Kindern auf dem Grab ihres verstorbenen Mannes kniet, und bey einer brennenden Kerze für seine Erlösung bethet, geht gewiß nicht von der Stette, ohne sich mit doppelter Wärme ihrer Pflichten gegen die hinterlassene Kinder zu erinnern, und ohne einen neuen Trieb zur Befolgung seines letzten Willens zu empfinden. Der Gedanke, mit den Verstorbnen noch in einer gewissen Verbindung zu stehn und sich ihnen mittheilen zu können, kann nicht anderst als wohlthätig für die Gesellschaft seyn. . . Unsre Glaubensgegner sollen immer Dinge von der Art Albernheiten nennen. Durch ähnliche Albernheiten sind die Römer groß geworden. . . . Die Messe müßte ganz umgeschaffen werden. Daß sie deutsch seyn sollte, habe ich dir schon gesagt. Aber die Gemeinde sollte noch mehr Theil dran nehmen können. Der Priester müßte sie laut bethen, und das gesammte Volk das antworten, was gewöhnlich der Meßdiener sagt. Sie

sollte auch, um einen Werth zu erhalten, nicht um 20 — 30 Kreutzer, auch nicht alle Tage, sondern nur auf die Sonntäge gehalten werden. Unser Volk weiß nicht einmahl, was bey der Messe vorgeht. Hab ich doch unter der Menge Gebethbücher, die mir zu Handen gekommen ist, kaum 2 oder 3 gesehen, worin die Messe übersetzt ist: Und eben diese sind unter dem grossen Haufen die seltensten. . . Das Nachtmal — Boulaye le Goux sagt in seinen Reisen, er und die Christen, in deren Gesellschaft er reißte, seyen an einem gewissen Ort in Natolien von den Türken als Götterfresser sehr mishandelt worden; und der berüchtigte Averroes wollte nichts von einer Religion wissen, die, wie er sagte, sich ihre Götter selbst macht, und dann frißt, und dann **. Doch was kümmert uns Rechtgläubige, was Türken und Heiden über unsre Religion sagen. Das Nachtmal sollte aber seltner und nicht so unordentlich genommen werden, als es wirklich geschieht. Christus nahm das

Nachtmal in Gesellschaft aller Aposteln, sogar des Verräthers Judas. Wir sollten also nie anderst, als Gemeindenweise, nicht einzeln, nicht nach Belieben alle 3—8—14 Täge zur Kommunion gehn, und das Sakrament durch den gar zu häufigen Gebrauch entheiligen. Die Kirche befiehlt uns die Niesung desselben nur einmahl im Jahr; und ich dächte, wenn wir dieß Gesetz viermal erfüllten; so hätten wir mehr gethan, als wir thun sollten... Wie ich über die Beicht denke, weißt Du schon aus verschiednen Briefen von mir. Sie kann dem Staat und der Religion gute Dienste thun, wenn man nur erfahrne, weise, fromme Männer zu Beichtvätern machte, und sie nicht zu häufig geschehen ließ. . . Unsre Feyertäge verlegte ich alle auf die Sonntäge, und machte von der Erinnerung der Heiligen einen dem Staat und der Kirche nützlichen Gebrauch. Z. B. die vornehmern Mariätäge machte ich zu Rosenfeste, die in Frankreich immer mehr in Aufnahme kommen. Das geschikteste und

untadlichste Mädchen in der Gemeinde würde zu Ehren der heiligen Jungfrau in der Kirche feyerlich mit Blumen bekränzt. Während der Messe gieng die Gemeinde zum Opfer, und was auf den Altar fiele, wäre zur Aussteuer des Rosenmädchens bestimmt. Durch eine gute Predigt sorgte ich dafür, daß wenig Schuhnägelköpfe in den Opferteller kämen. Wenn das kostspielige Wallfahrten, das Bestellen der Messen, das Terminiren der Mönche und das Wachsopfern abgestellt wäre; so fiele es keiner Gemeinde schwer, ein Bauern oder Bürgermädchen ansehnlich auszustatten. Es kömmt hier alles auf Beyspiele und den Verstand des Predigers an. Auch könnte man das nämliche Mädchen, welches auf den ersten Mariätag im Jahr bekränzt wurde, die übrigen Marienfeste der Gemeinde in der Kirche vorstellen, und für dasselbe opfern lassen. . . Zum besten der Männer stiftete ich die nämlichen Feyerlichkeiten. Zum Beyspiel auf den Josephssonntag ließ ich den besten Hausvater vor

dem

dem Bild des Nährvaters Christi krönen, und für ihn opfern. Da doch jede Zunft ihren gewissen Patron im Himmel hat, so ließ ich in Städten alle die verschiednen Zunftpatronen mit den Insignien jedes einzeln Handwerks malen, oder hauen, und den Sonntag nach ihrem Jahrgedächtniß in der Kirche aufstellen. Der Handwerker, welcher von seiner Gilde das beste Zeugniß eines guten, ehrlichen Betragens und sauberer Arbeit hätte, und dabey nicht in guten Umständen wäre, bekäme das Opfer, welches von der ganzen Gemeinde vor dieß Bilde gelegt würde... Ich weiß gar wohl, daß der Gebrauch der Bilder Mißbrauch werden kann. Ich weiß, daß die ursprüngliche Kirche nichts von Bildern wußte; daß St. Epiphanius, wie er in seinem Schreiben an den Patriarchen Johann zu Jerusalem sagt, ein Gemählde, welches er in der Kirche fand, zerriß; daß Athanasius und Eusebius den Gebrauch der Bilder heidnisch nennen: Aber die Heiden hatten von der Bilderey ihrer Re-

ligion grossen Vortheil, und wenn mir die heiligen Krispinus und Krispinianus den Ahl und Kneip in den Augen meiner Gemeinde heiligen, meine Leuthe fleißiger machen, und einem armen Altreiß und seinen Kindern jährlich ein Stükchen Brod bescheren; so wird auch der erleuchteste Philosoph mir nicht verübeln, daß ich ihrem Bild jährlich in der Kirche ein Kompliment mache. Der Mißbrauch eines Dings kann immer bleiben, so lange der Gebrauch des nämlichen Dings mehr nüzt, als der Mißbrauch davon schadet; und ich habe das Vertrauen, durch guten Unterricht lasse sich der Mißbrauch ganz heben. . . . Aber das unzweckmäßige Zeremoniel der übrigen Festtäge sollte gradezu abgeschafft werden.

Die Lichtmesse, welche anstatt des heidnischen Festes der Proserpina eingeführt wurde, um den Neubekehrten keinen Feyertag zu nehmen, wie Jakob de Voragine sagt, wüßt ich heutzutage nicht mehr zu gebrauchen, da wir keine Heyden dieser Art mehr zu bekehren haben. Das Fron-

leichnamsfest schafte ich nur deswegen schon ab, weil es seinen Ursprung dem Traum einer Abbtißin des Nonnenklosters zu Korneli-Münster zu verdanken hat, welche nach den Acta Sanctorum Juliana, aber nach dem Baläus de Script. Britan. Eva hieß. Nonnenträume zu Kirchenzeremonien zu machen ist zu arg; und dann wüßte ich diesem Fest keine nützliche Idee unterzuschieben. Im Gegentheil ist es dem Staat durch die ungeheure Verschwendung des Wachses, die übertriebne Pracht in Kleidern, und in Residenzen oder Garnisonen durch unnütze Verschiessung einer Menge Pulver zur Last. Kurz, alle Feyerlichkeiten, alles Gepränge, welchem man keine für den Staat wohlthätige Wirkung verschaffen könnte, sollten wie das unvernünftige Fasten ganz abgestellt werden. Auch einige Sakramente, besonders die für die Landleuthe ausserordentlich kostspielige Firmung, könnten um so eher abgeschaft werden, als sie nach unsrer eignen Lehre nicht alle zur Seligkeit des Menschen nöthig sind.

Was soll uns der unnütze, beschwerliche Prunk, die Menge von Gebräuchen, welche uns offenbar die dikköpfigten Aegyptier aufgehängt haben, und welche durch die Ueberschwemmungen der Gothen, Wandalen und andrer nordischen Völker der gedankenloseste Unsinn wurden? Das aqua lustralis der Römer, welches sie von den Bewohnern der Ufer des Nils hatten, war bey diesen sowohl, als jenen doch was anders, als unser nachgemachtes Weihwasser. Unser Zelibat ist die lächerlichste Nachahmung der Isispriester, welche nicht so unmäßig zahlreich waren, als es unsre Pfaffen zur Last des Staats sind. Unsre Exorzismen sind eine geheiligte Kopie der Gaukeleyen altheidnischer Zauberer, wovon man noch viel Spuren unter den Völkern von Asien findet. Wozu das Gemische von trogloditischer, altrömischer und gothischer Kleidung bey dem Kirchendienst, welches den Gemeinden so viele unnütze Kosten macht? Gefällt Gott das Gebeth in mimischen Gewand besser, als in einem

deutschen? Der elende Stolz der Geistlichen machte sie zu einer Art von den Zauberern, welche man gewöhnlich in Pantomimen aus Berghöhlen oder Bäumen springen sieht, und welche mit ihren mystischen Gebehrden, ihrem Zauberstab, weissen Bart, ihrer Mütze und mit dem Thierkreis über den Schultern die gescheuten Leuthe lachen, die alten Weiber, Kinder und Unklugen aber freylich schauern machen. Schon zum Anfang des fünften Jahrhunderts klagte Augustin, daß unsre Religion so mit Gepränge und Nebenverzierungen überladen war, daß die jüdische Synagoge gar nicht mit der kristlichen Kirche in einen Vergleich zu setzen sey. Und wie viel Prunk ist seit Augustins Zeiten noch dazu gekommen? Und wollen wir die Klagen der alten Väter und der neuern Biedermänner nie heben?

Das tridentinische Konzilium, welchem, wie Lansac, einer der französischen Gesandten, an den Ambassadeur des allerheiligsten Königs zu Rom Herrn

de L'Isle schrieb, der Pabst den heiligen Geist in einem römischen Felleisen schikte, hat anstatt die gehäuften Mißbräuche im Kirchendienst zu heben sie zum Theil aufs neue bestätigt. Weder von Rom, noch von der Geistlichkeit überhaupt läßt sich eine dem Staat ersprießliche Reformation der Kirchenzeremonien erwarten. Es mischt sich hier zu viel Stolz, zu viel Schwärmerey, Eigendünkel und Eigennutz, zu viel Fühllosigkeit gegen das zeitliche Wohl des Volks ein. Der Landesherr allein mit Zuziehung der besten Köpfe unter seiner Geistlichkeit kann unserm Kirchendienst eine vortheilhafte Wendung geben, und das Ueberflüßige abschneiden. . . Ich muß kurz abbrechen, lieber Bruder, weil mich Gutmann in Eile zu sich rufen läßt. Leb wohl.

Vier u. vierzigster Brief.

den 28. Junii.

Verzeihe lieber Bruder, daß ich dir so lange nicht geschrieben. Alle Stunden, die mir der Fürstendienst frey läßt, muß ich Herrn Gutmann noch schenken, welcher sich seinem Ende naht. Du weißt, daß er sich schon lange mit der Hektik schleppt. Seit einigen Wochen liegt er zu Bette, und hat alle Hofnung des Wiederaufstehens aufgegeben... Der Dohm** ist mit seiner Kotterie wieder hier, und da Herr Gutmann ihnen schon lange als ein Freydenker bekannt ist, und durch seine Visiten bey dem Fürsten ihre Aufmerksamkeit noch stärker auf sich gezogen hat,

so kannst du leicht denken, daß sie und alle Mönche auf eine Art von Triumph harren. Sie fragen seinen Arzt, seine Hausleuthe und seinen Aufwärter gar sorgfältig aus, wie es mit ihm stehe, und wie lange er es wohl noch treiben könne. Und wenn denn auch Herr Gutmann aus Achtung für allgemeine Vorurtheile, oder aus Schwäche der Besinnungskraft in der Verwirrung seiner Ideen einen ihnen schmeichelhaften Schritt noch vor dem Grabe thun würde, wie erbärmlich wäre in beyden Fällen ihr Triumph! Ueber eine von der Natur zerrüttete Seele, und nur in den Augen der Dummköpfe gesiegt zu haben! . . . Aber sie verrechnen sich. Herr Gutmann wird ausser mir keinen Geistlichen vor sich lassen, und noch weniger dem bunten Korps der Mönche eine Ehrenerklärung vor seinem Tod thun. . . Ueberhaupt ist die Art, wie Protestanten sowohl als Katholiken auf das Sterbebette baumstarker Gläubigen und so betitelter Freygeister Licht und Schatten in den Predigen zu wer-

sen gewohnt sind, eine rednerische Gemeinstelle, die so wenig auf einzle Fälle paßt, daß sie im Gegentheil häufig von der Erfahrung widerlegt wird. . . Der knirscht im Sterben mit den Zähnen, verzieht den Mund, bämmt sich, daß die Knochen krachen, und macht alle Aeusserungen der Verzweiflung, weil die Zerstörung seines Körpers gewaltsam, konvulsivisch und gähe geschieht. Jener stirbt ruhig, weil sein Körper langsam zerstört wird. Nur Leuthe von einem gewissen zärtlichen Temperament, Schwachdenkende und Abergläubische werden oft mehr von der Liebe zum Leben, als von Religionsbegriffen auf dem Todbette geängstiget. Die Geistlichen sollten sich meines Bedünkens wohl in Acht nehmen, das Spiel der Natur, des Temperaments oder der Vorstellungsart einzler Menschen, nicht zum Sieg der Religion zu machen. Nebst dem, daß sie durch ihre selbstbeliebige Erklärungen der Todesarten die Ehre und den guten Namen eines ehrlichen Mannes bey dem Pub-

likum in Gefahr setzen, schaden sie auch bey dem denkenden Theil desselben ihrer eignen Sache. . . Gutmann stirbt in seinem verschrieenen Unglauben gewiß so ruhig, als kein Kapuziner mit all seinem Glauben an seine geweihte Kerzen, seine Ablässe, Messen ꝛc. stirbt.

Gestern saß ich vor seinem Bette. Ich mußte die Vorhänge über die Fenster ziehn, weil das starke Licht seinen Augen wehe that. Mit schwacher Stimme sagte er dann zu mir, indem er meine Hand ergriff, und schwach drükte: „Ich verlasse Sie bald, guter Freund, und gehe einen Weg, den Sie über lang oder kurz auch einmahl wandern müssen. Der Tod hat nichts schrekliches für mich. Es ist nun schon ziemlich lange, daß ich meine Organen stumpf fühle; und ein Leben ohne Genuß ist wenigstens in meinen Augen um nichts besser, als Tod. . . Und was hinter dem Vorhang ist, wenn er aufgezogen seyn wird, ängstigt mich nicht; weil ich weder un-

ruhige Neugierde, es vor der Zeit zu wissen, noch stolze Phantasie genug habe, mir irgend etwas wunderbares dahinter zu denken. . . Ich glaube eine Unsterblichkeit der Seele, nicht aus philosophischen Gründen, denn alle zusammen beweisen einem Menschen, dem ein gewisses Gefühl mangelt, nichts. Dieses Gefühl, nenne man es nun Instinkt, Anhänglichkeit an die ersten jugendlichen Begriffe, oder Selbsttäuschung, klebt nun einmahl so an meinem Wesen — wie es andern ist, weiß ich nicht — daß ich es mit allem Zweifeln in den ruhigsten, hellsten Stunden nicht wegräsonniren konnte, und um so weniger in meinen gegenwärtigen trüben Augenbliken werde unterdrüken können. Ich überlasse mich ihm auch jetzt so gerne, daß mir ein Zweifel darüber nun sehr unwillkommen seyn würde. Ich weiß wohl, daß man diese Resignation eine Art von Selbstbetrug heissen kann. Aber wenn man, wie ich, seine 60 Jahre Mensch war, 60 Jahre Kind war, das bey allen Prä-

tensionen auf Vernunft doch immer von Eigenliebe und seinen Leidenschaften bey der Nase herumgeführt wurde; dann ist es zu spät, es nicht mehr zu seyn. Man hat dem Tod einen gewissen feyerlichen Ernst gegeben, der den gesellschaftlichen Pflichten und Verbindungen ungemein vortheilhaft ist; der aber in der Absicht, zu guter Lezte die Thorheiten eines ganzen Lebens geschwind noch auszuwischen, zu einer Menge neuer Menschlichkeiten Anlaß gibt. Man legt gemeiniglich auf dem Sterbebette seinen Vorstellungen eine gewisse Zuverläßigkeit, und den letzten Handlungen einen ganz besondern Werth und ein ausserordentliches Gewicht bey: Man glaubt viel heller zu sehn, als man mit gesunden Augen das ganze Leben durch nicht gesehn hat, und wähnt, die ganze Natur nehme Antheil an seinem Abschied. In den Augen des Denkers legt man dabey ein neues Zeugniß ab, daß man da am meisten Kind ist, wo man es am wenigsten seyn will. Ich war mein ganzes Leben durch aller Feyerlichkeit, allem

trotzigen Ernst spinnefeind, und auch den Schritt in das Grab, an dessen Rand ich nun stehe, will ich in aller Stille und mit dem Gefühl der Eitelkeit des Schauspiels von dem ersten Auftritt bis zum Vorziehn des Vorhangs thun. Wenn ich mich ohne Untersuchung noch gerne einem tröstlichen Gefühl überlasse, und wenn es auch mir darum wäre, um mir durch die Hofnung eines künftigen Lebens noch einige Augenblike zu versüssen; so glaube ich mich auf ein Privilegium berufen zu können, welches mir der Schöpfer beym Eintritt in das Leben gegeben hat. Ich hab alle Hochachtung für die menschliche Vernunft: Aber aller Untersuchungen und alles Vernüuftlens ungeachtet wurd ich mein Leben durch mehr von Instinkt, als von Vernunftschlüssen geführt, und fuhr allzeit besser, wenn ich mich dem Wink des erstern überließ, als wenn ich meine Schritte nach einem Quod erat demonstrandum abmessen wollte. Der Anspruch auf Wahrheit und Einsicht wird einem aufmerksamen Menschen hundertmal von

jeder Fliege und Spinne vernichtet. Nur der hochtrabende und geblendete Stolz nimmt jede Idee für Wahrheit, und maßt sich eine Zuverläßigkeit an, die bey weniger Blendung oft in Dingen, die man mit Händen greifen kann, wie vielmehr in metaphysischen, Lügen gestraft würde.

„Kein stolzes Sistem, sondern das Bewußtseyn meiner Handlungen und Gesinnungen, der Blik auf mein Leben zurück, das nicht ohne viele Fehler und Vergehungen, aber doch ohne alle vorsätzliche Bosheit war, beruhigt mich in diesem Augenblik so, daß ich, bester Freund, den Tod mit seiner Sense und Uhr, die gar bald wird ausgelaufen seyn, ohne Schauern und Zittern hier vor mir kann stehn sehn. Wer in meiner Lage seine Beruhigung in einem Sistem suchen wird, ist entweder ein schwacher Mensch, der weder Vertrauen genug auf seinen Schöpfer, noch auf sein gutes Gewissen hat; oder ein Lasterhafter, der das Sistem zu seiner Rechtfertigung brauchen will. Der

schadenfrohe Mönch, der Mann, welcher sich keiner graden, guten Handlungen, welcher sich vorsätzlich boshafter, oder doch schwankender Gesinnungen bewußt ist, mag sich in sein Sistem hüllen, um nicht nakt vor einem Richter zu erscheinen. . . Als Christ sterb ich in so weit, als ich die Sittenlehre des Evangeliums und das Beyspiel von Christus für eine Wohlthat der Menschheit, für ein Geschenk des Himmels halte; mich noch wie mein ganzes Leben durch, förmlich und ernstlich dafür erkläre, und das „Lieb Gott aus allen Kräften, und deinen Nächsten, wie dich selbst„, bis zum lezten Athemzug so viel als möglich nach Maaß der Umstände ausüben werde. Zu meiner Gemeinde gehören alle die, welche nach Maaß der Umstände thun, wie Christus that, und wenn sie auch in der Theorie noch soweit von einander abgehn, oder auch keine Theorie ausser der kristlichen Sittenlehre haben. Mein Bischof ist der, welcher es in der Kunst sich selbst zu verläugnen, in der Kunst der Aufopferung, in der Kunst

des Evangeliums so weit gebracht hat, daß er nach dem Beyspiel Christi auch seinen Feinden gutes thun kann; und so könnte es leicht seyn, daß mein Bischof anstatt dem Pallium einen Kragen oder gar anstatt der Inful einen ** trüge.„

„Es war nach diesem Grundsatz sehr natürlich, daß ich mich, lieber Freund, oft mit Ihnen über die Verbesserung unserer Landesreligion unterhielt. Der Wunsch alles, was die Sittenlehre zu einen müßigen Schulgeschwätze, oder gar zu einen abscheulichen Unsinn macht, was den wahren Geist des Evangeliums in eine Mönchskutte hüllt, und in derselben erstikt, abgestellt zu wissen, war der einzige Beweggrund aller der Inkartaden, Vorschläge, Projekten u. s. w. womit ich Ihnen manche Stunde geraubt habe. Ich nehme den süssen Trost mit ins Grabe, daß mein Wunsch in meinem Vaterlande anfängt realisirt zu werden. Es war dem Kayser Joseph vorbehalten, diese herkulische Arbeit zu verrichten, und

land von der Tyranney des Mönchswe-sens zu befreyen. Wenn ihm der Segen eines alten sterbenden Menschenfreundes irgend zu etwas gut seyn kann, so geb ich ihm meinen aus vollem Herzen. Heil ihm zu seinen grossen Unternehmungen!... Den jeztregierenden, aufgeklärten Erzbischöfen Deutschlands und vielen Bischöfen fehlte es nur an dem Beyspiel und der Aufmunterung des kayserlichen Hofs, um nach ihrer Ueberzeugung handeln zu können, und ihre Unterthanen so glüklich zu machen, als es nach Umständen möglich und ihre Pflicht ist. Ich sehe Deutschlands goldnes Zeitalter anbrechen, nicht weil es Theater, Dichter, Musik, Journale u. s. w., sondern weil es viele Denkende Fürsten hat, die sich durch ihre Beyspiele zur Beförderung des Wohls ihrer Länder aufmuntern, und die Zahl der Despoten von Jahr zu Jahr geringer wird. Nur das Vergnügen mögte ich noch mit mir ins Grab nehmen können, auch Bayern, diese ansehnliche Provinz, welche zur Aufrechthaltung des po-

litischen Gleichgewichts in Deutschland so viel beytragen könnte, aus seinem Schlummer aufgewekt und auf dem Weg zu seiner Vervollkommung zusehn. *) Aber, lei-

*) Es ist fast unbegreiflich, wie die pfalzbayrische Regierung ihr eignes Interesse so sehr verkennen kann, daß noch zu unsern Zeiten vermuthlich ohne Wissen des Kurfürsten — in der Rheinpfalz die Protestanten zum grossen Nachtheil der Bevölkerung und des Anbaues gedrükt, und in Bayern die Mönche zur Verwüstung des Landes in Schuz genommen werden. . . Karl Theodor hat ein sehr gutes, weiches Herz. Montagne sagt von sich auf altfranzösisch; j'ai une merveilleuse *lacheté* vers la misericorde. Gutherzigkeit eines Fürsten, welcher sich in der Regierung und besonders in Religionssachen andern überlassen muß, kann so schädlich werden, als die äusserste Hartherzigkeit und Tyranney nach Grundsätzen. Der beste Fürst — Karls Theodors Herz ist gewiß das Beste — kann am leichtesten irre geführt werden, weil er bey andern nichts als gute Absichten voraussetzt. Wie befremdend ist es von einer Regierung, die so manchen guten Kopf hat, daß man dem tiefgekränkten Pfarrer Trunk zu Bretten gegen eine Kapuzinerkabale nicht eklatante Genugthuung verschaffte; daß man Herrn Zaub-

der! wird dieses Land das letzte seyn, welches dem grossen Beyspiel des benachbarten Oestreichs nachfolgt, ob es schon

ser wegen einer schönen Ode gegen die Inquisition, welche man durch das Urtheil in Josts Sache öffentlich selbst für verabscheuenswürdig erklärt hatte, Glaubensbekenntniß thun läßt, und ihm den derbsten Verweiß gibt; daß man den berühmten Braun, welcher sich um die Aufnahme der Litteratur und Verbesserung der Schulen und Kanzeln in Bayern so verdient gemacht hat, seiner Stelle entsetzt, und die Rache gegen seine Verdienste so weit treibt, daß man ihn gerne wieder in sein Kloster zurük verwiesen hätte, wenn er nicht zu deutlich und förmlich vom Pabst sekularisirt worden wäre; kurz, daß von einer grossen weltlichen Regierung eine Menge Jesuitaden getrieben werden, welche man heut zu Tage von der kleinsten geistlichen Regierung nicht erwarten sollte! . . . Gewiß hat der gute Fürst keinen Antheil daran, und ich bin überzeugt, daß er diese Mißhandlungen am meisten verabscheuen würde, wenn er sie in ihrem rechten Licht sehen sollte. Auch sind die meisten Ministers und Räthe des pfalzbayrischen Hofes notorisch zu aufgeklärt, als daß man dieselbe der gesammten Regierung zu Last legen könnte.

aus sehr dringenden Ursachen das Erste seyn, und sobald als möglich alle Hin-

Sie sind blos die Sache einiger Nebenpersonen, welche die Güte und Gunst des Herrn mißbrauchen, und die Indolenz eines gewissen Theils des Hofes zu ihrem Zwek zu benutzen wissen. . . Der Herr Hofpfarrer Frank ist ein Exjesuit und zugleich Beichtvater und geheimer Rath des Kurfürsten. . . Die Gemahlin des **, der viel Einfluß hat, hält es mit den Klöstern und besonders mit den Prälaten, weil sie spielt, und diese Herrn gegen gewisse Dienste gerne die menus plaisirs bestreiten helfen: mitunter gibt es auch un pigeonneau à plumer, oder einen Mann von dem Talent, welches gewisse Damen zuerst bey einem Mann suchen. Devote soll sie wenigstens nicht in dem gemeinen Verstand seyn. . . Es ist noch ein dritter mit im Spiel, obschon ein Exjesuit und eine Dame von der Art schon zum Aufkommen eines Landes genug wären. . . Der König von Preussen, der Mann, welcher es auf einem andern Weg zu herrschen so weit gebracht hat, daß er Bayern gegen die mächtigen Ansprüche Oestreichs vertheidigen konnte, ertheilte vor kurzem in Betreff eines neuen Gesangbuchs eine Kabinetsresolution, welche mit jener vom Hof zu München in Zaubsers Sache

dernisse wegräumen sollte, die ihm den Gebrauch seiner Kräfte wehren: Und

und noch einigen andern wunderbar kontrastirt. „Seine königl. Majestät von Preussen,„ sagt bemeldte Kabinetsresolution, kennen den grossen Werth einer vernünftigen Toleranz zu genau, um auf die von hiesigen Gemeinden angegebne Neuerung Rüksicht zu nehmen, noch weniger dagegen zu verordnen. Höchstdieselben haben es sich vielmehr aus völliger Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines jeden guten Landesherrn und Vaters ist, zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, jedem Dero Unterthanen völlige Freyheit zu lassen, zu glauben, und seinen Gottesdienst zu verrichten, wie er will, u. s. w.„ . . . Der König schrieb eigenhändig unter diese Resolution: „Ein jeder kann bey mir glauben, was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so stehet einm jeden frey zu singen: Nun ruhen alle Wälder; oder dergleichen tummes und thörigtes Zeug, aber die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen: denn ihnen wird keine Verfolgung zugestattet werden.„ . . . S. Schlözers Briefwechsell. Th. VIII. S. 198. . . Aus dem Karakter des Kurfürsten, zu dessen Güte und Nachsichtigkeit man noch die

ohne Vergleich ist das Mönchswesen der stärkste Stein des Anstosses, welcher zu.

Religion rechnen muß, und den Mißbrauch, welchem ein Karakter von der Art, wenn der Fürst nicht Selbstherrscher ist, ausgesetzt seyn muß, läßt es sich auch begreiflich machen, daß sich die Hofverordnungen zu München oft nicht sehr gleich seyn. z. B.... Unter der vorigen Regierung war das Land den Jägern Preiß gegeben. Die Bauern mußten oft ihre Felderverzäunungen niederreissen, damit das Wild kommod weiden konnte. Karl Theodor sah beym Antritt seiner Regierung den Greul in seiner ganzen Schwärze ein, und sein menschenfreundliches Herz diktirte eine Verordnung, der zufolge die Bauern das schädliche Wild niederschiessen konnten. Die Jäger bey Hofe wußten diese Verordnung bald zu entkräften. Man stellte dem Fürsten vor, die Bauern würden sich auf das Wildschiessen profeßionsmäßig verlegen, und so erschien gleich darauf eine Verordnung, welche die erste schon ziemlich einschränkte. Nun muß von derselben kein Haar — wenigstens in der vorgesetzten guten Wirkung — mehr da seyn: Denn, wie die Nürnberger Oberpostamts-Zeitung im Monath März oder April dieses Jahrs erzählte, ein Bauer getraute sich sogar nahe bey München nicht

erst gehoben werden muß. Das Land, welches zuerst in neuern Zeiten anfieng,

eine Sau zu schiessen, welche ihm grossen Schaden that. Er klagte es verschiedne malen dem Jäger, welcher sich aber die Mühe nicht nahm, den Bauern die Früchte seines Schmeisses erndten zu machen. Der Sohn desselben arbeitete auf dem Felde, und als das Wild kam, warf er mit einem Prügel darauf. Die Sau gieng auf ihn los; er kämpfte mit freyer Hand gegen seinen Feind, und ward verwundet, daß er einige Tage hernach starb. — Was versprach sich nicht alles der denkende Patriot in Bayern von der neuen pfälzischen Regierung! Was könnte sie seyn, wenn Karl Theodor in der Wahl seiner Vertrauten glücklicher wäre! . . . Empfindet die kurfürstliche Hofkammer die Schwere des Fluchs, welcher eine nothwendige Folge der alten Pfaffen und Favoritenregierung ist, nicht am stärksten? Sachsen, welches von der nämlichen Grösse ist, und von der Natur nichts vor Bayern voraus hat, trägt gegen 11. Millionen Rheinisch, da Bayern nicht über 5.1/2. Million jährlicher Einkünfte hat. Fast jedes Dorf, jedes Städtchen, zwey oder drey ausgenommen, ist ein redendes Monument der herrschenden Möncherey und des Verderbens der ehemaligen Regierungen. Wie blind muß

die Möncherey in Deutschland zu bekämpfen, zieht noch am wenigsten Vortheil aus den Wahrheiten, welche Ickstatt

ein Favorit eines Fürsten seyn, wenn er so starke, auffallende Merkmale des Fluchs nicht sieht; oder wie fühllos gegen das Wohl des Landes, wie wenig Patriot muß er seyn, wenn er sie sieht, und anstatt sie auszulöschen, noch häuft; oder wie sehr muß er Jesuit seyn? . . . Die ohngefähr 80 Prälaturen, Abteyen, Stifter ꝛc. und ohngefähr 120 größtentheils Güter-Besitzende Bettelklöster ziehn mehr als die Hälfte der Summe aus dem Lande, welche die Regiernng zieht. Rechne man auf jedes des 200 Ordenshäuser im Durchschnitt nur 15000. Gulden — Die Einkünfte der Prälatur Niederaltach werden 150000, die vieler andern besonders im sogenannten Pfaffenwinkel gegen die Herrschaft Werdenfels zu auf 50, 60, 80 tausend Gulden geschätzt — so macht das ein Sümmchen von 3 Millionen. Das verschrieene Spanien hat vor Bayern noch viel voraus. Wenn man die Mönche nicht reduciren will, warum taxirt man die reichen Häuser nach Oestreichs Beyspiele nicht wenigstens um die Hälfte ihrer Einkünfte, die oft, wie unter der Regierung eines unlängst verstorbenen Prälaten von Niederaltach, auf die infamste Art verschwendet werden? D. H.

in seinen akademischen Reden von dem Einfluß des Nationalfleisses, Lochstein, der Verfasser der Briefe eines Bayern über die Macht der Kirche, und verschiedne andre wakre Männer gepredigt haben. Dieses Land, welches zur Zeit des schwedischen Krieges die Eroberung von Oestreich seiner Religion aufopferte, und sich erschöpfte, um das alte Dunkel wieder über Deutschland auszubreiten, und sich einen Nachbarn an die Seite zu setzen, der es alle Augenblike zu verschlingen droht, hat seit der Zeit durch so viele ähnliche Fälle noch nicht begreifen gelernt, daß blos die Religion, seine Mönchsreligion Ursache seines politischen Verfalls und das einzige Hinderniß ist, warum es nicht schon lange zu Preussens Grösse emporstieg. Unter Karl dem Siebenten klagten alle Fremden, besonders die französischen Gesandten, daß Bayern nicht einen Kopf habe, mit welchem man zum Besten des Landes und zum Behuf der dringendesten Geschäfte sichere Maaßregeln verabreden könnte; daß es keinen Patrioten habe, der im

Stand wäre sein eignes Interesse dem Wohl des Vaterlands aufzuopfern. Der Minister war ein Mann, welcher die Kunst verstand, seinem Herrn zu kuppeln, ihm seine eigne nächste Blutsverwandten theuer zu verkuppeln. . . Es war immer eines von den Ländern, welche, wie jemand sagt, Equipagen gleichen, wo die Unterthanen als Pferde angeschürrt sind, der Minister im Wagen, und der Fürst mit der Peitsche auf dem Bok sitzt, und die Religion auf eine gewisse Art als Wagenschmier gebraucht wird: Bis unter der vorigen Regierung verschiedne brave Männer sich selbst und das Wohl ihres Vaterlandes zu fühlen begannen. Ich kenne nun viele Bayern, die sowohl an Einsichten als thätiger Vaterlandsliebe Muster deutscher Biedermänner sind, und bin überzeugt, daß die Zahl der denkenden Patrioten unter der jetzigen Regierung eher zu, als abgenommen hat. Aber was hilft alles Bestreben untergeordneter Biedermänner, wenn zwischen ihnen und dem guten Fürsten ein feindseliger Dämon steht, welcher

die Wirkung ihrer Bemühungen auf das Ganze vereitelt, und ihnen den wahren Patriotismus sogar als Sünde anschreibt? . . . Ich hätte Ihnen noch so viel zu sagen, lieber Freund, denn der Wunsch alle Provinzen meines lieben Vaterlandes auf dem Weg zu ihrer Glückseligkeit und alle Hindernisse auf demselben weggeräumt zu sehn, bleibt bis zu meinem letzten Athemzug meine angenehmste Unterhaltung, und es ist mir durch Gewohnheit zu einer Art von Bedürfniß geworden, Ihnen meine Gedanken und Empfindungen hierüber mitzutheilen: Aber für jetzt guter Freund, habe ich mich nicht satt, aber äusserst müde geredet.„

Bey meinem heutigen Besuche fiel er wieder auf seine Lieblingsmaterie, und ich mußte ihn dringend bitten, abzubrechen, um seinen schwachen Körper zu schonen. Er brach mit einer ganz ungewöhnlichen Wärme in ein Dankgebeth zum Himmel aus, welcher durch ein glückliches Verhängniß grade auf den Zeitpunkt Deutschland einen Joseph gab, wo ver-

schiedne der ansehnlichern geistlichen Fürsten gegen ihre bessern Einsichten, gegen ihre zuvor deutlich geäusserte Ueberzeugung, wahrscheinlich aus zeitlichem Interesse, wieder anfiengen, die unkristliche, menschenfeindliche, tyrannische Möncherey in Schutz zu nehmen, und aus mißverstandner, oder machiavelischer Politik der fortschreitenden Aufklärung Schranken zu setzen. . . Leb wohl.

Fünf u. vierzigster Brief.

den 6ten Juli.

Gutmann ist nicht mehr, lieber Bruder! Ich konnte seinen Tod so lange voraussehn; konnte mich so gefaßt auf den Schlag machen; und doch ist mir nun der wirklich erfolgte Verlust des Mannes wie unbegreiflich. Sein Abschied, wo er mich mit schon kalter Hand faßte, mit bleichen Lippen küßte, und noch kurz vor dem letzten Athemzug mit einem Blik ansah, woraus durch das Dunkel des Todes doch sein ganzes Herz zu mir sprach, hat mich bis zur Verwirrung gerührt. Ich kann mich noch nicht sammeln. . .

Sein Tod war so sanft und ruhig, wie sein Leben. Sogar seine gute Laune begleitete ihn bis an den Rand des Grabes. Nachdem er mir die Besorgung einiger Kleinigkeiten empfolen hatte, sagte er mir noch einige Stunden vor seinem Verscheiden: „Ich geh aus dem Schauspielhaus; hab Gutes und Schlechtes durcheinander spielen sehn; hab mein Entree richtig bezahlt: Man kann mir also nicht verübeln, wenn ich nach Gutbefinden geklatscht und gepfiffen habe: Es geschah aus keiner andern Absicht, als um die Akteurs zu bessern, wenn auch erst die nach mir kommenden Zuschauer dabey gewinnen sollten.„ . .

Meine ganze Denkungsart, Bruder, ist umgestimmt. Ich empfinde einen unwiderstehlichen Ekel an allen Berufsgeschäften, und an allem Theilnehmen an dem Weltgezerre. Ich bath vorgestern den Fürsten um meine Dienstentlassung: Er gab mir einige Tage Bedenkzeit, und als ich heute wieder drauf drang, ge-

stand er mir mein Gesuche zu, weil er, wie er sagte, meine Ruhe nicht seinem Wohlgefallen an meinem Betragen aufopfern wollte. Ich bekomm eine ansehnliche Pension, die ich bey dir verzehren will. Suche mir unterdessen in deiner Gemeinde eine schikliche Wohnung aus... Ueber lang oder kurz hätte ich vielleicht doch noch das Opfer der Pfaffenrache werden müssen, und wäre dann für meinen besten Willen, dem Vaterlande zu dienen, mit Schande belohnt worden. Worauf kann ein Mensch sicher rechnen? ... Die Vorstellung von dem Nichts aller irrdischen Dinge, von der Zweydeutigkeit des Werthes aller menschlichen Handlungen, von den oft so widersprechenden Folgen unsrer bestgemeintesten Unternehmungen hat sich meiner Seele so ganz bemächtigt, daß ich wirklich zu Nichts mehr zu brauchen bin. Ich will auch nicht abwarten, um zu sehn, ob diese Vorstellung eine durch den Tod meines Freundes, ich könnte sagen, meines Vaters, veranlaßte flüchtige Gril-

le, oder wahre, anhaltende Empfindung sey. Ich nehme sie für einen Wink meines guten Genius, um eine Ruhe wieder zu finden, die ich in dem Getümmel der Welt verloren habe. . . Erwarte keinen Brief mehr von mir. Ich werde dir gar bald mündlich mein Herz erklären, und alle trübe und heitre Stunden als Bruder lebenslänglich mit dir theilen. Leb wohl.

Riesbeck, Johann Kaspar, / La Roche, Georg Michael Frank <<von>>, /
Brechter, Johann Jakob,

Briefe über das Mönchswesen von einem catholischen Pfarrer an einen Freund

Bd.: 4

[Zürich] (1781)

H.mon. 73-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10029580-0
VD18 9004262